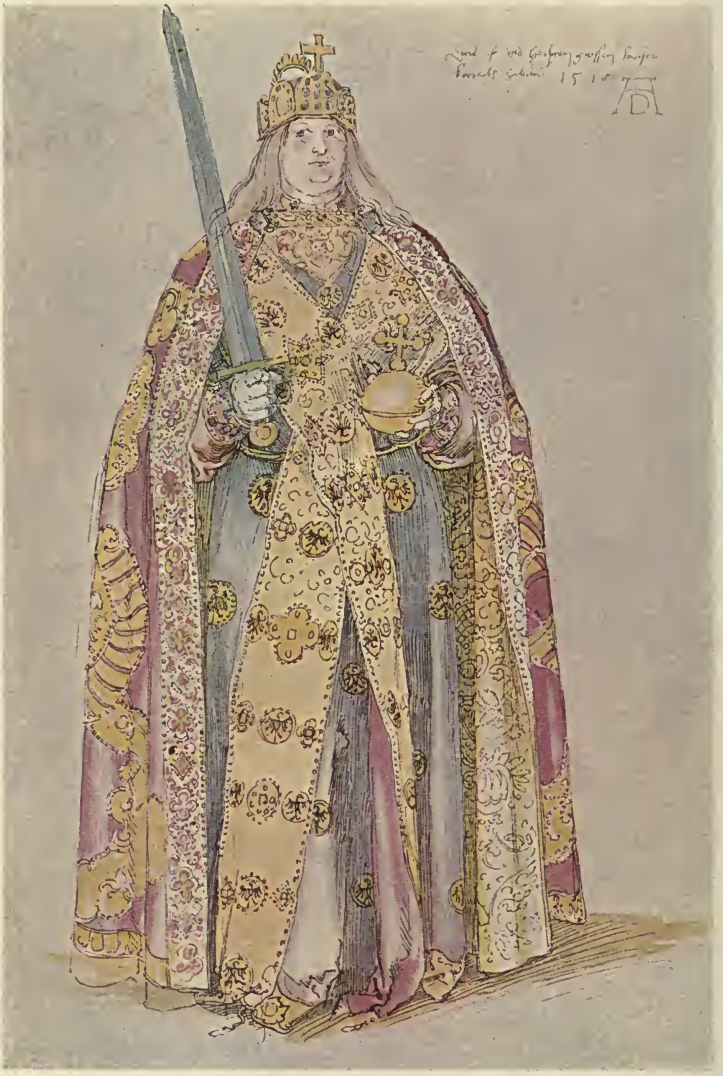
Deutsche Kultur des Mittelalters im Bilde

von

Paul Herre

Wissenschaft u. Bildung

Presented to the
LIBRARY *of the*
UNIVERSITY OF TORONTO
by
Eckehard Catholy



Kaiser Maximilian I. im Krönungsornat mit Krone, Schwert und Apfel.
(Aquarell von Albrecht Dürer.)

Wissenschaft und Bildung
Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens
Herausgegeben von Professor Dr. Paul Herre
100/101

Deutsche Kultur

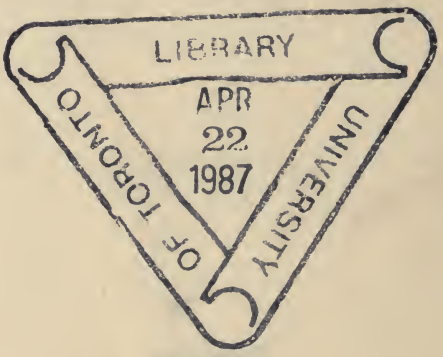
des Mittelalters in Bild und Wort

von

Dr. Paul Herre 1876-
a. o. Professor an der Universität Leipzig

Mit 245 schwarzen Abbildungen auf 112 Tafeln
und 1 farbigen Titelbild

1912
Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig



Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Vorwort.

In weiteren Kreisen gilt das Mittelalter noch heute vielfach als das Zeitalter geistiger Finsternis. Im Besitze der Erkenntnisse moderner Naturwissenschaft und der Errungenschaften moderner Technik sieht der Mensch des 20. Jahrhunderts oft mit Geringschätzung und Abneigung auf die zehn Jahrhunderte herab, während deren es eine freie Anschauung nicht gab und das menschliche Dasein sich in sehr einfachen und gebundenen Formen abspielte. Zumal die zahlreichen Bewunderer antiker Kultur pflegen der Periode mittelalterlicher Entwicklung nur wenig Liebe entgegen zu bringen, und auf die kraftstrotzenden blonden Germanen, die verständnislos die Herrlichkeiten des alten Rom zertrümmerten, geht nicht selten ein Teil der Verachtung über, mit der die Träger der antiken Kultur selbst diesen Barbaren des Nordens gegenüberstanden. Aber auch dem weniger Eigenommenen erscheint das Mittelalter verhältnismäßig fremd und fern: dieses Zeitalter mit seiner Hingebung an die Gedanken des Jenseits und mit der Abkehr von dem voll dahinrauschenden tätigen Leben, wie wir Menschen unserer Tage es leben. Und nur wer von der Idee einer beherrschenden Kirche erfüllt ist, möchte jene Zeit rühmen und preisen, da kirchlicher Geist weit in der Welt waltete und von den kleinen Sorgen des Einzelmenschen bis in die Bedingungen staatlichen Daseins hinein bestimmend war.

Lange hat auch die Geschichtswissenschaft unter der Einwirkung solcher Vorurteile gestanden und es hat der Durchsetzung echten historischen Sinnes bedurft, bis man dem schwer deutbaren Charakter der für die Geschichte so wichtigen Periode gerecht wurde. Heute vermag man die Entwicklung der mittelalterlichen Kultur in ihrer Mannigfaltigkeit und ihrem Reichtum wohl zu übersehen und einzuschätzen. Der berufenste Forscher hat vor kurzem eine Darstellung dieses Werdens und Reifens im Rahmen dieser Sammlung veröffentlicht.*) In dem vorliegenden Büchlein wird nun der ergänzende Versuch unternommen, einem größeren Publikum die mittelalterliche deutsche Kultur in einer Reihe bildlicher Dar-

*) Georg Steinhausen, Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter. Leipzig 1910. (Wissenschaft und Bildung 88.)

stellungen ihrer Zeit nebst einigen erläuternden Worten vorzuführen.

Wie bei den bereits vorliegenden Kulturatlanten der Sammlung war die größte Schwierigkeit die stoffliche Auswahl; nur das eigentliche Ziel auf den 112 zur Verfügung stehenden Tafeln möglichst erschöpfend die vielseitigen Äußerungen mittelalterlichen Kulturlebens zu berücksichtigen, konnte durch das dichte Gestrüpp bildnerischen Materials den Weg freihalten. Es ist dabei auch mein Bestreben gewesen, tunlichst unbekanntere Gegenstände auszuwählen, um nicht lediglich wieder das dem Leser vor Augen zu stellen, was die größeren Handbücher und Illustrationswerke bieten, wennschon ich von vornherein den Vorteil auf meiner Seite hatte, mir die Aufgabe umfassender gestellt zu haben als es bisher in einem ähnlichen Unternehmen geschehen ist. Indessen ließ sich das Ziel nicht immer erreichen, da die außerordentliche Ungleichheit der bildlichen Überlieferung und zumal die Bevorzugung nicht weltlicher Stoffe in manchen Fällen eine Wahl nahezu ausschloß und die Aufnahme auch bekannterer Darstellungen erforderlich machte, wenn nicht von der Berücksichtigung einer bestimmten Seite mittelalterlicher Kultur überhaupt abgesehen werden sollte. Streng durchgeführt habe ich dagegen den Grundsatz der Beschränkung auf deutsche Verhältnisse, so lockend es war, die Äußerungen der zeitweilig weit überlegenen und zu jeder Zeit weit weltlicher gearteten italienischen und französischen Kultur heranzuziehen. Gegenüber dem Gewinn, den Entwicklungsprozeß der nationalen deutschen Kultur selbständig im Bilde vorzuführen, mußte der Vorteil zurückstehen, durch Einfügung technisch manchmal höher stehender und stofflich ergänzender Stücke fremder Kultur dem Bilderatlas eine größere Mannigfaltigkeit zu verleihen; ich fürchte nicht, daß die Beschränkung dem Leser den Eindruck mangelnder Vielseitigkeit deutschen Kulturlebens im Mittelalter verschafft. Übrigens habe ich mich bemüht bei der Auswahl möglichst sämtliche Stämme und Landschaften Deutschlands zu Worte kommen zu lassen; auch die dem deutschen Kulturgebiet zugehörigen österreichischen Länder sind berücksichtigt, während die niederländisch-burgundischen Gebiete, in denen sich romanische und germanische Kultureinflüsse ständig kreuzten, im ganzen ausgeschieden blieben.

Über die Anordnung des Bildermaterials unterrichtet das Inhaltsverzeichnis. Diese Abbildungen wollen durchaus als der eigentliche Körper des Buches angesehen werden; der Text erhebt keinerlei Anspruch und will lediglich in knappstem Umfange die Bilder erläutern. Wer sich des nähern über die abgebildeten Gegenstände oder den durch sie bezeichneten Stoff unterrichten will, sei angelegentlich

auf das eben genannte Büchlein Steinhausens sowie auf sein großes Werk: „Geschichte der deutschen Kultur" (Leipzig und Wien 1904) verwiesen, das für den engeren kulturgeschichtlichen Bereich umfassende Belehrung und Aufklärung gibt und aus dem die textliche Erläuterung dieses Atlas viel Gewinn gezogen hat. Auch das, den deutschen Rahmen freilich überschreitende, Werk von Georg Grupp, „Kulturgeschichte des Mittelalters" (2. Auflage, 3 Bände, Paderborn 1907/12) kann mit Erfolg benutzt werden. Als höchst verdienstvolle Darstellungen der kunstgeschichtlich gerichteten Kulturentwicklung seien daneben die beiden Bücher Heinrich Bergners: „Handbuch der kirchlichen Kunstaltertümer in Deutschland" (Leipzig 1905) und „Handbuch der bürgerlichen Kunstaltertümer in Deutschland" (2 Bände, Leipzig 1906) rühmend genannt, die dem nachfolgenden Texte gleichfalls gute Dienste geleistet haben.*)

Bei der Beschaffung des Bildermaterials habe ich mannigfache Unterstützung in Anspruch nehmen müssen. Sie ist mir überall in reichem Maße zuteil geworden, und ich erlaube mir, den Museen, Archiven und Bibliotheken, die mir freundlichst Beistand gewährten, auch an dieser Stelle meinen besten Dank auszusprechen. Auch den Verlagsbuchhandlungen, die mir durch Überlassung von Klischés behilflich waren, fühle ich mich verpflichtet.

Soviel hatte der Bearbeiter des vorliegenden Atlas zu sagen; einige wenige Worte seien noch dem Herausgeber der Sammlung „Wissenschaft und Bildung" gestattet.

Das Buch geht mit der Nr. 100/101 hinaus, und zwar in besserer Ausstattung, in größerem Format, in größerem Umfange und zu höherem Preise als die sonstigen Bändchen der Sammlung. Es geschieht dies nicht um die Nr. 100 aus den andern herauszuheben wie der 100-Kilometerstein der deutschen Landstraßen gegenüber den sonstigen kenntlich gemacht wird; auch nicht, weil von Verlegern und Herausgeber der hier behandelte Stoff als eine Besonderheit angesehen wird. Vielmehr soll der Versuch gemacht werden, das reiche und wertvolle Illustrationsmaterial der Bilderatlanten auf diese Weise mehr zur Geltung zu bringen als es bei Innehaltung der sonst üblichen Ausstattung möglich erscheint. Entspricht der Erfolg unserer Erwartung, sollen auch die weiteren in Vorbereitung begriffenen Abbildungsbände der Sammlung im Gewande des vorliegenden erscheinen.

*) In einigen Fällen verweise ich auf das Abbildungsmaterial bei Georg Graf Vitzthum, Christliche Kunst im Bilde. Leipzig 1911. (Wissenschaft und Bildung 89.) Dieser Bilderatlas kann vielfach zur Ergänzung herangezogen werden.

Inhaltsverzeichnis.

	Abb. Nummern	Text Seite
Vorwort	—	III—V
Quellenverzeichnis der Abbildungen	—	VII—X
Einleitung	—	3— 4
I. Zeitalter der Völkerwanderung und der Frankenherrschaft	1— 26	4— 9
II. Allgemeine Kultur		
1. Staatliche Verhältnisse	27— 33	9—13
2. Siegel	34— 39	13—14
3. Rechts- und Gerichtswesen	40— 44	14—16
4. Kriegswesen und Bewaffnung	45— 58	16—19
5. Münzen	59— 67	19—21
6. Verkehrswesen	68— 75	21—23
7. Kirchliche Bauten	76— 83	23—27
8. Klösterliche Bauten	84— 88	27—29
9. Pfalzen und Burgen	89— 96	29—32
10. Stadtanlage und städtische Bauten	97—111	32—36
11. Dorfanlage und Bauernhaus	112—114	36—39
12. Bildhauerkunst	115—125	39—42
13. Malerei und zeichnende Künste	126—130	42—45
14. Möbel und Hausrat	131—139	45—47
15. Einzelne kunstgewerbliche Zweige	140—164	47—52
16. Erziehungs- und Bildungswesen	165—171	52—54
17. Schrift- und Buchwesen	172—178	54—57
18. Sprache und Literatur	—	57—59
19. Musik	179—180	59—60
20. Wissenschaften	181—182	60—61
21. Technik	183—189	61—63
22. Heilkunde und Badewesen	190—196	63—65
23. Frömmigkeit und Aberglaube	197—199	65—66
24. Bestattung	200—201	66
III. Einzelne Stände		
1. Geistlichkeit	202—207	67—69
2. Adel	208—212	69—72
3. Bürger	213—233	72—79
4. Bauern	234—241	79—81
5. Fahrende Leute	242—245	82

Quellenverzeichnis der Abbildungen.

1. Druckwerke.

(Nur die neueren, nicht zeitgenössischen Werke sind im folgenden aufgeführt; für die alten Werke ist die Quellenangabe der Abbildung selbst beigefügt.)

Altfränkische Bilder mit erläuterndem Text von Theodor Henner. 1896. 1903. 1904: Nr. 81. 98. 110.

Amand-Durand-Héliogravure. Eaux fortes et gravures des maîtres anciens. Paris 1875: Nr. 100. 108. 114. 209. 229.

K. v. Amira, Die Dresdner Bilderhandschrift des Sachsenspiegels. Faksimileband. Leipzig 1902: Nr. 234. 236. 238.

Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig. B. 1: Helmstedt von P. J. Meier. Wolfenbüttel 1896. B. 4: Kreis Holzminden von K. Steinacker. Eb. 1907: Nr. 80. 87. 146.

Die Bau- und Kunstdenkmäler im Regierungsbezirk Cassel. B. 1: Gelnhausen von L. Bickell. Marbg. 1901. B. 2: Fritzlar von C. A. v. Drach. Eb. 1909. B. 4: Cassel. Eb. 1910: Nr. 82. 86. 89. 101. 102. 129. 142. 158.

Die Bau- und Kunstdenkmäler der Freien und Hansestadt Lübeck. B. 2. Lübeck 1906: Nr. 78.

Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete. Hrsg. von der historischen Kommission der Provinz Sachsen. H. 26: Kreis Naumburg-Land von H. Bergner. Halle 1905: Nr. 25.

Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, bearb. von A. Ludorff. B. 3: Lüdinghausen. Münster 1893. B. 6: Paderborn 1899. B. 17: Soest 1905: Nr. 44. 115. 117. 128. 159.

St. Beißel, Des hl. Bernward Evangelienbuch im Dom zu Hildesheim. 3. Ausg. Hildesh. 1894: Nr. 178.

Berliner Münzblätter. B. 2: Nr. 65. B. 3: Nr. 60.

Blätter für Münzfreunde. B. 8: Nr. 62. B. 10—11: Nr. 63. 67.

H. Bloch, Regesten der Bischöfe von Straßburg. B. 1. Innsbruck 1908: Nr. 45.

C. Cichorius, Die Reliefs der Trajanssäule. Berlin 1896—1900: Nr. 6.

M. Creutz, Die Anfänge des monumentalen Stils in Norddeutschland. Köln 1910: Nr. 122.

Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern von J. C. Diederichs. 2 B. Jena 1907—08: Nr. 228.

O. Doering und G. Voß, Meisterwerke der Kunst aus Sachsen und Thüringen. Magdeb. 1904: Nr. 121. 141.

Chr. M. Engelhardt, Herrad von Landsperg, Abtissin zu Hohenburg oder St. Odilien im Elsaß im 12. Jahrh. und ihr Werk: Hortus deliciarum. Stuttg. u. Tüb. 1818: Nr. 46. 166. 185. 216.

J. v. Falke, Mittelalterliches Holzmobiliar. Wien 1894: Nr. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138.

R. Forrer, Geschichte des Gold- und Silberschmucks. Straßburg 1905: Nr. 9. 21. 22. 149. 150. 151. 152. 153. 154.

Th. Hampe, Die fahrenden Leute in der deutschen Vergangenheit. Leipzig 1902: Nr. 244.

O. v. Heinemann, Die Handschriften der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel. 2. Abt. B. 1 u. 4. Wolfenb. 1890, 1900: Nr. 30 u. 31.

F. von Hellwald, Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. 4. Aufl. B. 3. Leipzig 1897: Nr. 23.

R. Henning, Die deutschen Runendenkmäler. Straßb. 1889: Nr. 8 a u. b.

M. Heyne, Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrh. 3 B. Leipzig 1899—1903: Nr. 1. 187. 203. 237.

G. Hirth, Kulturgeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten. 2. Aufl. B. 1. München 1895: Nr. 197. 210.

Jahrbuch der kunsthistor. Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses. B. 14, 1. 15. Beilage 3—4: Nr. 47. 48. 50.

A. Ilg und O. Schmidt, Die Veste Hohensalzburg. Wien 1896: Nr. 96. 161.

P. Joseph u. E. Fellner, Die Münzen von Frankfurt a. M. Frankf. 1896: Nr. 64.

Katalog der Gewebesammlung des Germanischen Nationalmuseums. Teil 1 bearb. von Th. Hampe. Nürnberg 1897: Nr. 163. 164.

(H. Klemm), Katalog des Museum Klemm. Erste und zweite Abteilung. Ausgestellt in dem deutschen Buchgewerbe-Museum zu Leipzig. Dresden u. Leipzig 1885: Nr. 189.

F. X. Kraus, Die Miniaturen des Codex Egberti in der Stadtbibliothek zu Trier. Freiburg 1884: Nr. 127.

Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden. B. 4, 2: Tauberbischofheim von F. X. Kraus. Freibg., Tüb. u. Leipz. 1898: Nr. 95.

Die Kunstdenkmale des Königreichs Bayern. B. 1: Oberbayern von G. v. Bezold, B. Riehl, G. Hager. Münch. 1895—1906: Nr. 88. 125. 126. 145. 160. 245.

L. Lindenschmit, Handbuch der deutschen Alterthumskunde. Teil 1. Braunschweig 1880—89: Nr. 14. 15. 16. 17. 18.

Die Marcus-Säule auf Piazza Colonna in Rom, hrsg. von E. Petersen, A. v. Domaszewski und G. Calderini. München 1896: Nr. 2. 3. 4. 5. 7.

H. Meißner u. J. Luther, Die Erfindung der Buchdruckerkunst. Bielefeld u. Leipzig 1900: Nr. 177.

Die Miniaturen der Manesse'schen Liederhandschrift, hrsg. von F. X. Kraus. Straßburg i. E. 1887: Nr. 212.

Meister-Holzschnitte aus 4 Jahrhunderten. Hrsg. von G. Hirth u. R. Muther. München u. Leipzig 1893: Nr. 85.

A. v. Oechelhäuser, Die Miniaturen der Universitätsbibliothek zu Heidelberg. 2. Teil. Heidelb. 1895: Nr. 180. 208.

W. Young Ottley, A collection of one hundred and twenty-nine Facsimiles of scarce and curious prints by the early masters. London 1828: Nr. 226. 241. 243.

Ed. Paulus, Die Cistercienserabtei Maulbronn. 2. Aufl. Stuttg. 1882: Nr. 84.
O. Posse, Die Siegel der deutschen Kaiser und Könige. B. 1. Dresden 1909: Nr. 34 u. 35.
O. Posse, Die Siegel des Adels der Wettiner Lande bis zum Jahre 1500. B. 3 u. 4. Dresden 1908—11: Nr. 36 u. 37.
M. Prou, Les monnaies Mérovingiennes. Paris 1892: Nr. 19 a u. b. 20 a u. b.
M. Prou, Les monnais Carolingiennes. Paris 1896: Nr. 59 a u. b.
A. Roeper, Deutsche Schmiedearbeiten aus fünf Jahrhunderten. München o. J.: Nr. 155. 156. 157.
Die Romfahrt Kaiser Heinrichs VII. im Bildercyclus des Codex Balduini Trevirensis, hrsg. von der Direktion der k. preuß. Staatsarchive. Erläuternder Text bearb. von G. Irmler. Berlin 1881: Nr. 45. 204. 211. 230.
L. Scheibler und C. Aldenhoven, Geschichte der Kölner Malerschule. Düsseld. u. Lübeck 1896—1902: Nr. 130.
B. Schmidt u. C. Knab, Reußische Münzgeschichte. Dresden 1907: Nr. 61. 66.
A. Schultz, Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrh. 2 B. Wien 1892: Nr. 72. 112.
G. Schwantes, Aus Deutschlands Urgeschichte. Leipzig 1909: Nr. 10. 11. 12. 13.
H. W. Singer, Der Kupferstich. Bielefeld u. Leipzig 1904: Nr. 113.
G. Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur. Leipzig u. Wien 1904: Nr. 198. 206.
M. Tangl, Schrifttafeln zur Erlernung der lateinischen Palaeographie begr. von W. Arndt. Heft 3. Berlin 1903: Nr. 173.
Urkundenbuch des Hochstifts Merseburg. Teil 1, bearb. von P. F. Kehr. Halle 1893: Nr. 38.
E. E. Viollet-le-duc, Essai sur l'architecture militaire au moyen âge. Paris 1854: Nr. 58.
F. Vogt und M. Koch, Geschichte der deutschen Literatur. 3. A. 2 B. Berl. 1910: Nr. 26. 174.
Waffen- und Kunstsammlung Karl Gimbel, Baden-Baden. Katalog von Rudolf Lepke. Berlin 1904: Nr. 52. 53. 54. 55. 56.
Waffen-Sammlung Kuppelmayr. München 1895: Nr. 49. 51.
L. Winter, Die Burg Dankwarderode zu Braunschweig. Braunschweig 1883: Nr. 90.
Zeitschrift für bildende Kunst. Jahrgg. 9: Nr. 205.
Zeichnungen von Albrecht Dürer in Nachbildungen hrsg. von F. Lippmann. Abt. 49: Zeichnungen in der Albertina zu Wien hrsg. von J. Meder. Berlin 1905: Tafelbild. Nr. 75. 94.
J. Zemp, Die Schweizerischen Bilderchroniken und ihre Architektur-Darstellungen. Zürich 1897: Nr. 40. 69. 217. 233. 235.

2. Photographien.

Anonym: Nr. 92. 103. 106. 111. 116. 184.
W. Benz, Urach: Nr. 120.
E. Buchheim Nachf., Wertheim: Nr. 83.
Königl. Graphische Sammlung, München: Nr. 139.
Fritz Hoefle, Augsburg: Nr. 201.

Ernst Kliche, Quedlinburg: Nr. 57. 76. 105. 123. 131. 143. 144. 147. 148. 162. 172. 175. 176.
Städt. Kunstgewerbemuseum, Leipzig: Nr. 140. 224.
Öffentl. Kunstsammlung, Basel: Nr. 167.
Königl. Meßbild-Anstalt, Berlin: Nr. 79. 91. 93.
Museum Lübeckischer Kunst u. Kulturgeschichte: Nr. 219. 220.
Georg Meyer, Braunschweig: Nr. 118. 119.
Franz Rompell, Hamburg: Nr. 213.
Riehn u. Tietze, München: Nr. 28 u. 29.
J. L. Schmid, Speyer: Nr. 124.
Ferd. Schmidt, Nürnberg: Nr. 99. 109. 221.
F. Albert Schwartz, Berlin: Nr. 98.
Staatsarchiv, Lübeck: Nr. 74. 218.
Josef Wlha, Baden b. Wien: Nr. 77.

Berichtigungen.

Abb. 9. Lies Hochfelden statt Kochfelde.
Abb. 24. Die 3 Zeilen des Runenalphabets sind umzudrehen.
Abb. 28 u. 29. Lies Otto III. statt Heinrich II.
Abb. 173. Lies Ottos II. statt Ottos III.

Abbildungen.

1. Germane. (Römiſches Triumphalrelief im Vatikaniſchen Muſeum zu Rom.)

1

2. Germanischer Bündnisschluß.

3. Germanische Ratssitzung.

(Reliefs der Marc Aurel-Säule zu Rom.)

4 u. 5. Germanische Gesandtschaft an Kaiser Marc Aurel. (Reliefs der Marc Aurel-Säule zu Rom.)

6. Kampf zwischen Germanen und Römern. (Relief der Trajans-Säule zu Rom.)

7. Niederbrennung germanischer Hütten und Wegführung der Bewohner durch römische Soldaten. (Relief der Marc Aurel-Säule zu Rom.)

8a u. b. Nordendorfer Spange. (Vorderseite mit Ornamentik, Rückseite mit Runenschrift.) 9. Niellierte Fibel von ~~Kochfelde~~ Hochfelden. 10. Bayrische Fibel. 11. Schlesische Fibel. 12. Goldner Hängeschmuck mit Filigran. 13. Bronzene Fibel.

14—18. Merowingische Gefäßformen. (Eimer, Kanne, Urne, Schale, Horn.) 19a u. b. Pseudo-römische Münze der Merowinger Zeit. 20a u. b. Denar König Chlotars I. 21. Merowingische Goldfibel mit Filigran und Flachsteinen. 22. Merowingische Goldagraffe mit Flachsteinen in Zellenfassung.

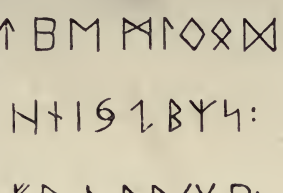
28 u. 29. Kaiser ~~Heinrich II.~~ thronend und die Huldigung der dem Reiche zugehörigen Länder entgegennehmend. (Miniaturen aus dem Evangeliar Ottos III. in der Staatsbibliothek zu München.)

dem „Liber chronicarum“ des Hartmann Schedel. Nürnberg 1493.)

27. Kaiser, Kurfürsten und Stände des deutschen Reichs. (Holzschni

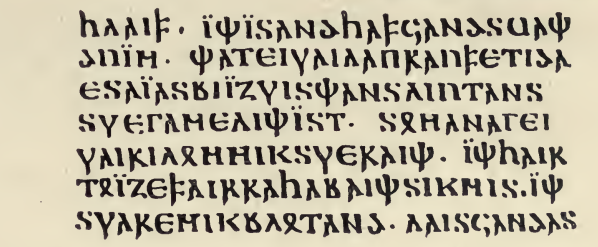
23

24



25

26



23. Erste Seite der St. Galler Handschrift der Lex Salica. 24. Runenalphabet. * 25. Sogen. „Haingott“ (Ther?) am Schloß zu Freyburg a. d. Unstrut. 26. Aus der gotischen Bibelübersetzung des Ulfila.

* Die drei Zeilen sind umzudrehen!

30. Christus die 2 Schwerter vergebend und der Kaiser dem Papste den Steigbügel haltend. (Aus der Bilderhandschrift des Sachsenspiegels in der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel.)

31. Kaiser Karl IV. die goldne Bulle erteilend. (Aus der Handschrift der goldnen Bulle in der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel.)

32. Lehnseid. (Holzschnitt aus Ulrich Tengler „Layenspiegel". Augsburg 1512.)

33. Belehnung. (Holzschnitt aus der „Cronica van der hilligen stat van Cöllen". Cöllen 1499.)

34

37

35

38

36

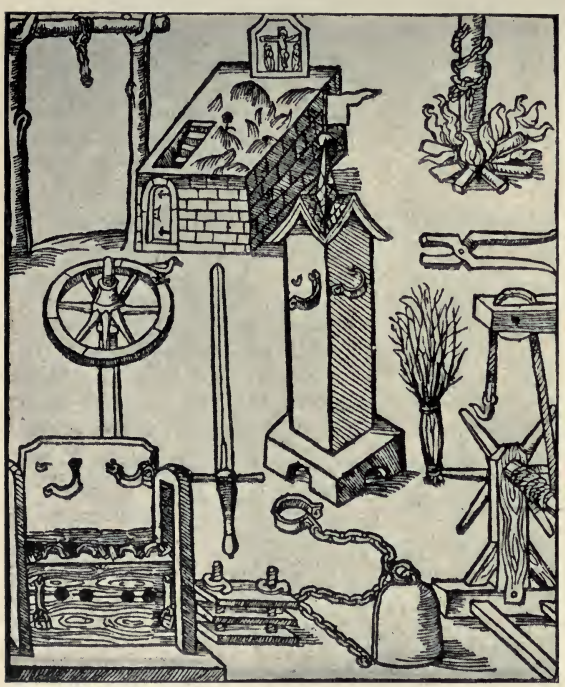
39

34. Siegel König Ludwigs des Deutschen; 35. Kaiser Heinrichs III.; 36. eines Grafen von Henneberg; 37. eines Grafen von Lobedaburg; 38. eines Bischofs von Merseburg; 39. der Reichsstadt Mühlhausen i. Thür.

40. Gerichtssitzung. (Zeichnung der Züricher Kopie von „Edlibachs Chronik".)

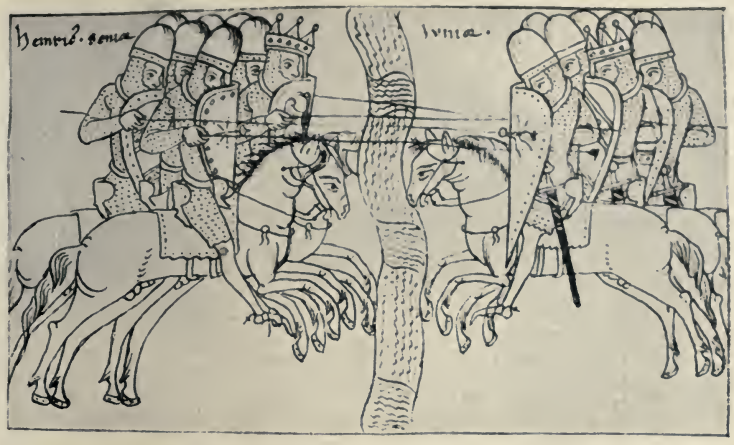
41. Verkündigung des Gerichtsurteils. (Holzschnitt aus der „Bambergischen Halsgerichtsordnung". Mainz 1508.)

42. Zusammenstellung der verschiedenen Strafen. (Holzschnitt aus Ulrich Tengler „Layenspiegel". Augsburg 1512.)

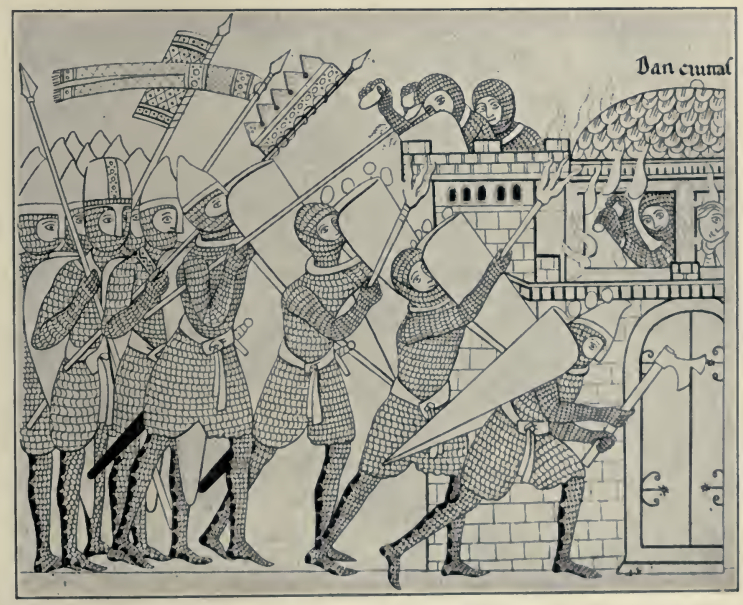


43. Straf- und Folterwerkzeuge. (Holzschnitt aus der „Bambergischen Halsgerichtsordnung". Mainz 1508.)

44. Feme-Gerichtssitzung. (Miniatur aus einer Feme-Gerichtsordnung. Handschrift im Rathaus zu Soest.)



45. Reiterkampf des 13. Jahrhunderts. (Handzeichnung der Jenaer Handschrift des „Otto von Freising“.)



46. Ritter des 13. Jahrhunderts eine Festung erstürmend. (Handzeichnung des „Hortus deliciarum“ der Herrad von Landsberg.)

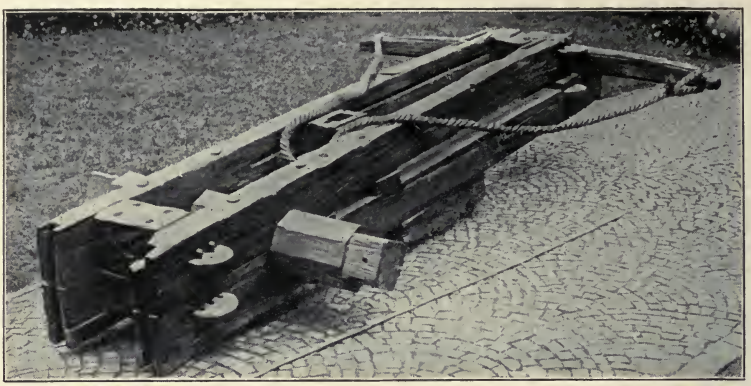
47. Kampf zwischen landenden Rittern und der Besatzung einer am Meeresufer liegenden Festung im 14 Jahrhundert. (Aus der Handschrift der Übersetzung der „Theseide" Boccaccios in der Wiener Hofbibliothek.)

48. Beschießung und Erstürmung einer Stadt im 15. Jahrhundert.
(Aus „Maximilians I. Ehrenpforte".)

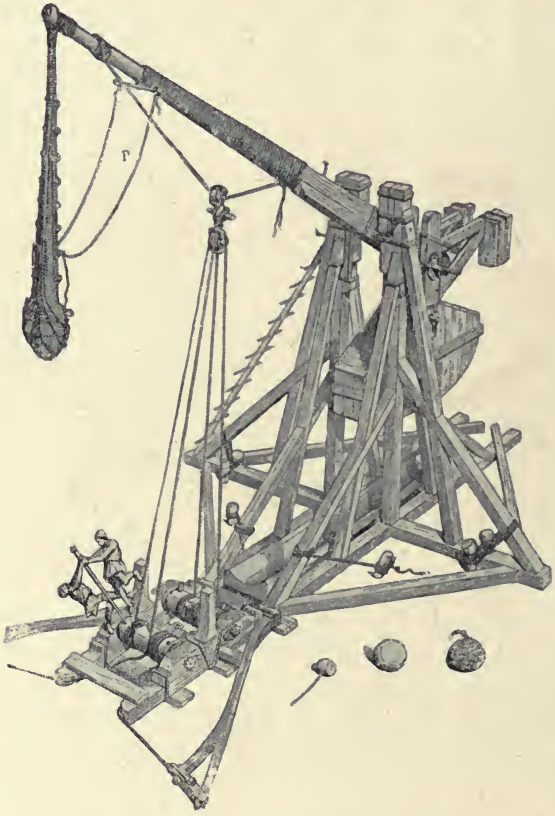
49. Gotische Harnische des 15. Jahrhunderts.

50. Spätmittelalterlicher Ritter in Prunkrüstung zu Pferde. (Kaiser Maximilian I. Holzschnitt von Jost de Negker nach Hans Burgkmair.)

51. Tartschenschild um 1450. 52. Setzschild gegen 1500 (der Deggendorfer Weberzunft). 53. Schwert des 12. Jahrhunderts. 54. Hellebarde des 15. Jahrhunderts. 55. Morgenstern des 15. Jahrhunderts. 56. Streitaxt des 15. Jahrhunderts.



57. Wurfmaſchine des früheren Mittelalters. (Stadtmuſeum zu Quedlinburg.)



58. Blide, Wurfmaſchine des ſpäteren Mittelalters.
(Rekonſtruktion von Viollet-le-Duc.)

59a u. b. Denar Karls des Großen. 60. Brakteat Kaiser Heinrichs VI. oder Friedrichs I. 61. Brakteat einer Äbtissin von Quedlinburg. 62. Brakteat des Bischofs Ulrich von Halberstadt und Albrechts des Bären. 63. Niederdeutscher Pfennig. 64a u. b. Frankfurter Heller Kaiser Wenzels. 65a u. b. Lübecker Goldgulden. 66a u. b. Goldgulden des Deutschordensmeisters Heinrich von Plauen. 67a u. b. Silbertaler Herzog Albrechts von Sachsen.

68. Frachtwagen. (Holzschnitt aus „Vergil". Straßburg 1502.) [Ausschnitt.]

69. Reisewagen. (Auszug Jakob und seiner Söhne nach Ägypten. Aus der Toggenburger Bibel im Kupferstichkabinett zu Berlin.)

70

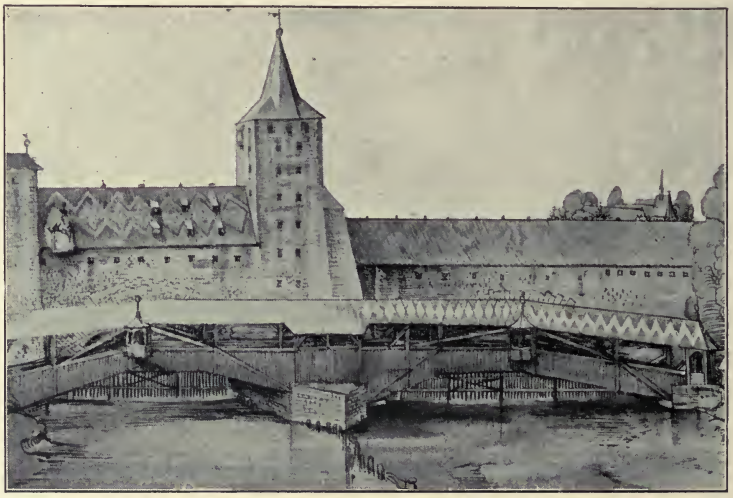
71

72

73

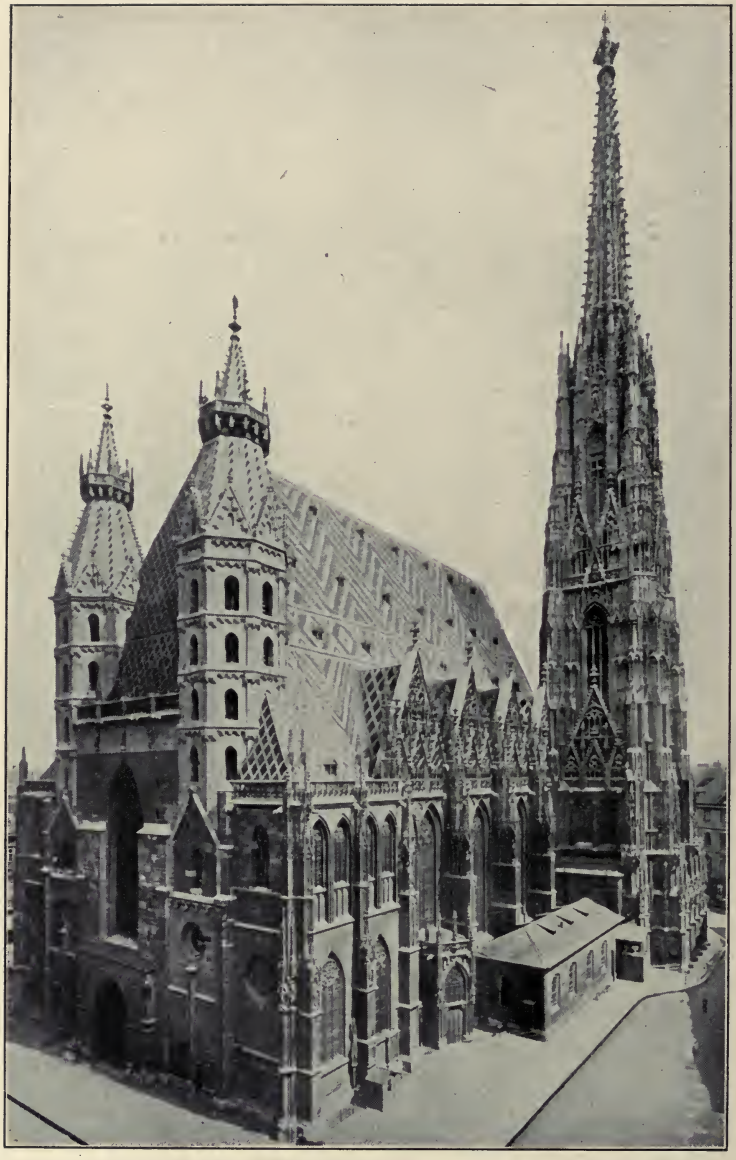
70. Beladen eines Frachtkahnes vor den Toren Rheinfeldens. (Handzeichnung in Diebold Schillings „Schweizerchronik“ von 1484 in der Luzerner Bürgerbibliothek.) 71. Ausrufender Kleinhändler mit beladenem Maultier. (Holzschnitt aus „Äsop“. Ulm ca. 1475.) 72. Bote mit Brief. (Handschrift des Wilhelm von Orleans in der Stuttgarter Bibliothek.) 73. Beladen eines Handelsschiffes. (Aus einer Handschrift des „Trojanischen Krieges“ im Germanischen Museum zu Nürnberg.)

74. Schiffbruch des Lübecker Bergenfahrers Hans Ben 1489.
(Gedenktafel in der Marienkirche zu Lübeck.)



75. Gedeckte Brücke. (Eine nicht mehr vorhandene Brücke Nürnbergs.
Aquarell von Albrecht Dürer.)

76. Stiftskirche zu Gernrode.



77. Stephansdom zu Wien.

78. Marienkirche zu Lübeck.

Phot. K. Meßbild-Anstalt, Berlin.

79. Hauptschiff des Doms zu Magdeburg.

80. Hauptschiff und Chor der Klosterkirche zu Amelungsborn.

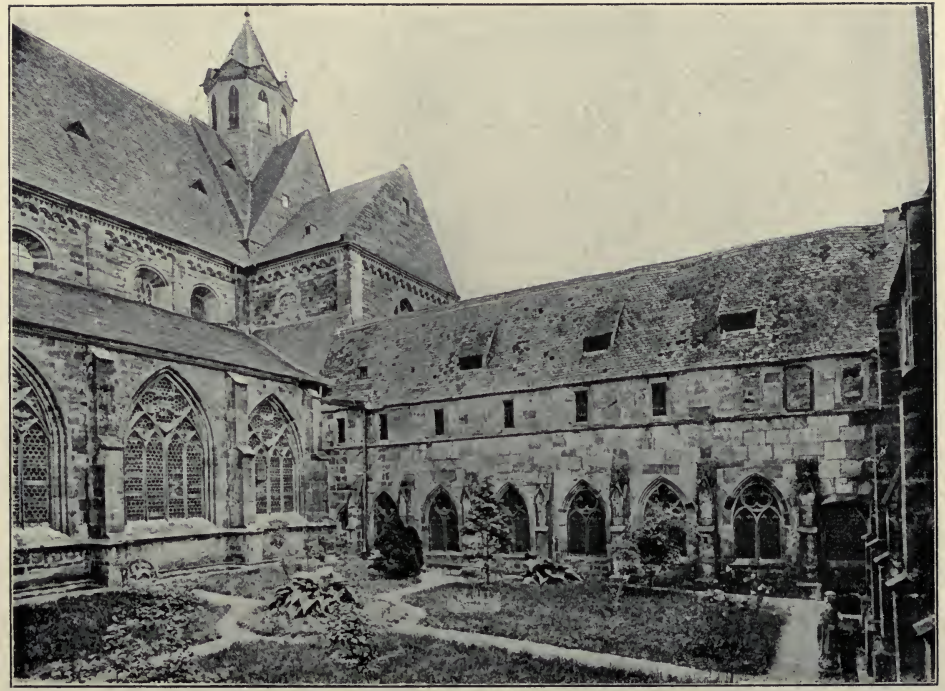
81. Vorhalle der Stiftskirche zu Mariaburghausen (Franken).

82. Romanische Chorschranke (Lettner) in der Marienkirche zu Gelnhausen.

83. Gotischer Erker und Portalvorbau an der Stadtkirche zu Wertheim.

84. Plan des Klosters Maulbronn.

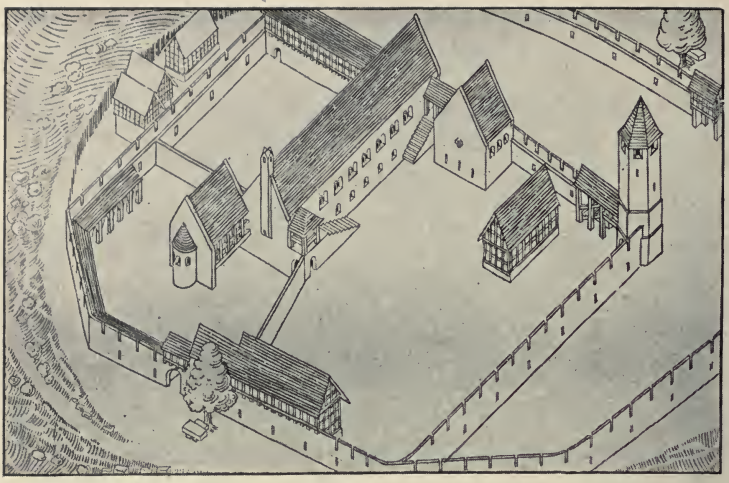
85. Kloster in der Landschaft. (Holzschnitt von Wolf Traut im Kupferstichkabinett zu München.)



86. Kreuzgang und Klosterhof der Stiftskirche St. Peter zu Fritzlar.

87. Kreuzgang der ehemaligen Benediktinerabtei zu Königslutter.

88. Keller des ehemaligen Benediktinerklosters zu Seeon (Oberbayern).



89. Rekonstruktion des Königshofs Oberkaufungen (Hessen).

90. Rekonstruktion der Burg Dankwarderode in Braunschweig.

91. Kaiserpfalz zu Gelnhausen.

92. Ordensburg zu Marienwerder.

Phot. K. Meßbild-Anstalt, Berlin.

93. Burg Eltz.

94. Burghof. (Handzeichnung Albrecht Dürers.)

95. Spätromaniſches Portal in der Burg Krautheim im Taubertal

96. Gotischer Festsaal, sogen. „Goldne Stube“ in der Veste Hohensalzburg.

97. Köln. (Holzschnitt aus der „Cronica van der hilligen stat van Cöllen". Cöllen 1499.)

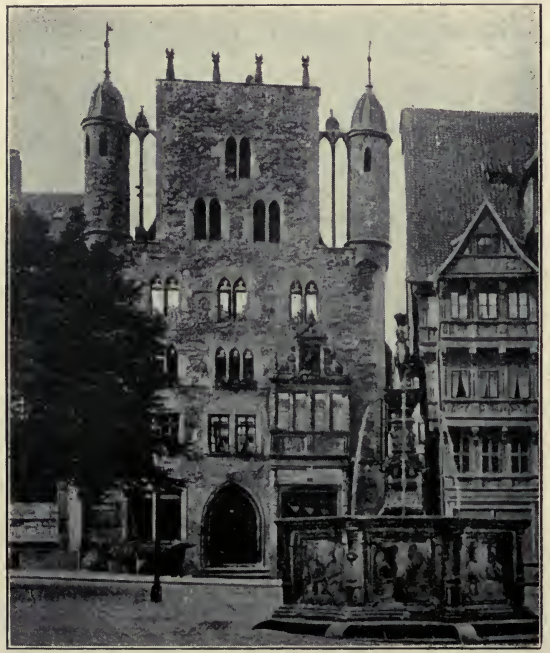
Nach einer Photographie von F. Albert Schwarz, Berlin NW. 87.

98. Marktplatz mit Roland, Rathaus und Stadtkirche zu Perleberg.

99. Mauthaus zu Nürnberg.

100. Turnier vor Herzog Albrecht von Bayern in den Straßen Münchens. (Kupferstich von Mathias Zasinger.)

101 u. 102. Ehemaliges Rathaus in Gelnhausen. Links in der jüngst wiederhergestellten romanischen Gestalt. Rechts mit der vorgebauten gotischen Fassade.



103. Tempelhaus zu Hildesheim.

104. Rathaus zu Ochsenfurt.

105. Sogen. „Brusttuch“ zu Goslar.

106. Sogen. „Alte Schule“ zu Wismar.

107. Wohnungsinneres. (Holzschnitt aus der „Bambergischen Halsgerichtsordnung“. Mainz 1508.)

108. Gotiſche Wohnſtube. („Liebespaar". Kupferſtich von Mathias Zaſinger.)

109. Stadtmauer in Nürnberg.

110. Jörgentor in Münnerstadt.

111. Roßpforte in Tangermünde.

112. Dörfliche Landschaft. (Zeichnung im mittelalterlichen Hausbuch des Fürsten Waldburg-Wolfegg.)

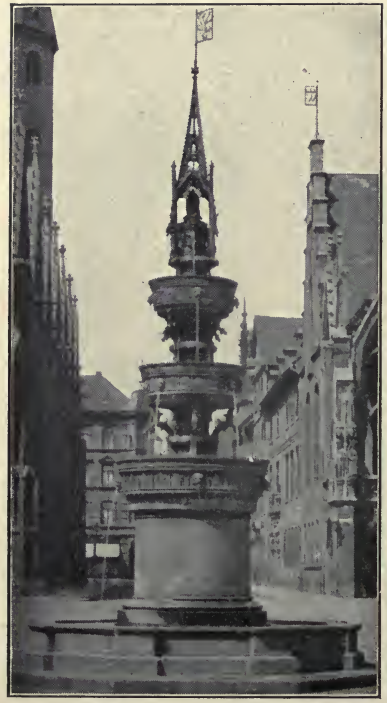
113. Dörfliche Landschaft. (Kupferstich von Augustin Hirschvogel.)

114. Bauernhof. („Der verlorene Sohn". Kupferstich von Albrecht Dürer.)

115. Kopfreliquiar Kaiser Friedrich Barbarossas in der ehemaligen Klosterkirche zu Cappenberg in Westf.

116. Reiterstandbild Kaiser Konrads III. (?) im Dom zu Bamberg.

117. Madonna. Gotische Holzfigur in der Kirche zu Werne in Westfalen.



118. Brunnen auf dem Altstädtischen Markt in Braunschweig.

119. Löwenstandbild auf dem Burgplatz zu Braunschweig.

120. Brunnen auf dem Markt von Urach.

121. Gotisches Altarwerk aus geschnitztem Mittelstück, bemalten Flügeln und bemalter Predella von Valentin Lendenstreich. (Schloß Landsberg bei Meiningen.)

122. Grabstein des Widukind in der Kirche zu Enger (Westfalen).

123. Grabstein der Äbtissin Gertrud in der Stiftskirche zu Quedlinburg.

124. Grabstein Kaiser Rudolfs von Habsburg im Dom zu Speier.

125. Stiftergrab der Grafen Rott in der ehemaligen Benediktinerkirche zu Rott in Oberbayern.

126. Gotiſches Glasgemälde. (Dornenkrönung Chriſti in der Frauenkirche zu München.)

127. Romaniſche Miniaturmalerei. (Berufung des Matthäus. Aus dem Codex Egberti zu Trier.)

128. Romaniſche Wandmalerei. (Das Abendmahl. In der Kirche zu Neuenbecken, Weſtfalen.)

129. Bemaltes gotiſches Zimmer. (Sogen. Muſikzimmer im Stift St. Peter zu Fritzlar.)

130. Meister der heiligen Sippe: Kreuzigung. Tafelbild der rheinischen Schule des 15. Jahrhunderts

131. Romanischer Schrank. (Kirche in Wernigerode.) 132. Gotischer Tisch.

133. Gotischer Schrank.
134. Gotischer Waschschrank.

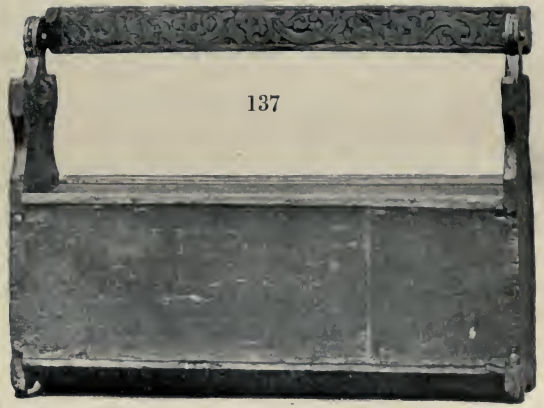
131

132

133

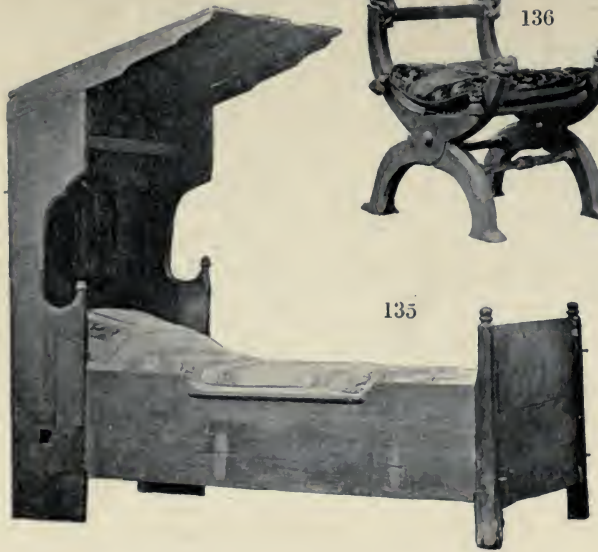
134

135. Gotisches Bett. 136. Gotischer (sogen. Bischofs-) Stuhl. 137. Gotische Bank mit umklappbarer Rückenlehne. 138. Gotische Truhe. (Zunftlade der Efferdinger Müller und Bäcker.)



137

136



135

138

139. Hausgerät und Gebrauchsgegenstände. (Kupferstich von Hanns Paur im Münchner Kupferstichkabinett.)

140. Ruppenglas. (Kunstgewerbemuseum zu Leipzig.) 141. Romanischer Hängeleuchter. (Dom zu Erfurt.) 142. Romanischer Kerzenhalter. (Stiftskirche zu Fritzlar.) 143. Goldenes mit Edelsteinen besetztes Reliquiar. (Schatzkammer der Stiftskirche zu Quedlinburg.) 144. Reliquiar aus geschliffenem Kristall. (Schatzkammer der Stiftskirche zu Quedlinburg.)

145

146

147

145. Gotisches Reliquiar. (Wallfahrts-Kirche zu Heiligenstadt in Oberbayern.) 146. Gotischer Kelch. (Aus dem Kloster Amelungsborn, jetzt im Pfarrhaus zu Negenborn.) 147. Romanisches Anhängekreuz. (Schatzkammer der Stiftskirche zu Quedlinburg.)

148. Prunkhaarkamm Heinrichs I. (Schatzkammer der Stiftskirche zu Quedlinburg.) 149. Romanischer Gürtelbeschlag in Bronze. (Museum elsäss. Altertümer, Straßburg.) 150. Gotische silbervergoldete Gürtelschnalle. (Sammlung Cäsar Winterhalter.) 151. Gotischer goldner Schmuckanhänger. (Sammlung Forrer.) 152. Goldner Finger-(Juden-)Ring. (Sammlung Rosenberg.) 153. Gotisches Perlmutter-Anhängsel. (Sammlung Forrer.) 154. Romanische kupfervergoldete Buckelagraffe. (Ebenda.)

155

156

157

158

159

155. Eisenbeschlagene Tür des 15. Jahrhunderts. (Germanisches Museum zu Nürnberg.) 156. Gotischer Türgriff. (Ebenda.) 157. Gotischer Schlüssel. (Ebenda.) 158. Gotische Laterne. (Stiftskirche zu Fritzlar.) 159. Romanischer Bronzetürklopfer. (Ehemalige Klosterkirche zu Cappenberg.)

160. Chorgestühl in der Stiftskirche zu Berchtesgaden.

161. Tür und Wandtäfelung in der sogen. „Goldenen Stube“ der Feste Hohensalzburg.

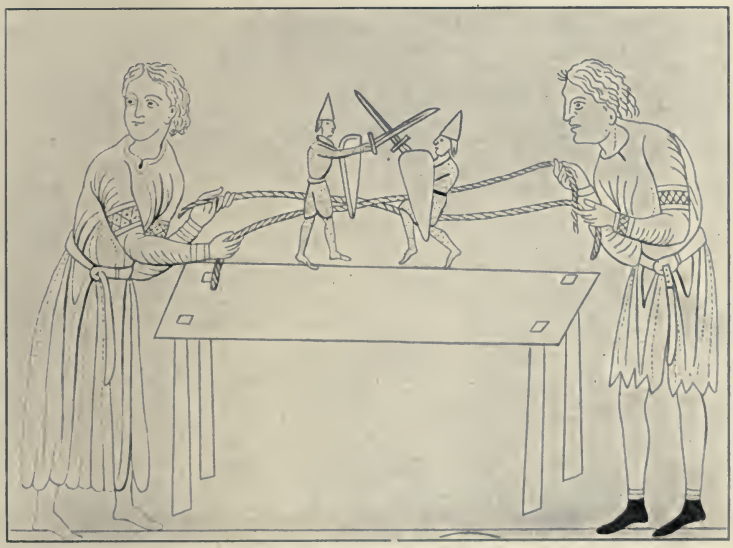
162. Teppichstickerei des 13. Jahrhunderts. (Schatzkammer der Stiftskirche zu Quedlinburg.)

163. Gestickte Bischofsmütze des 13. Jahrhunderts.

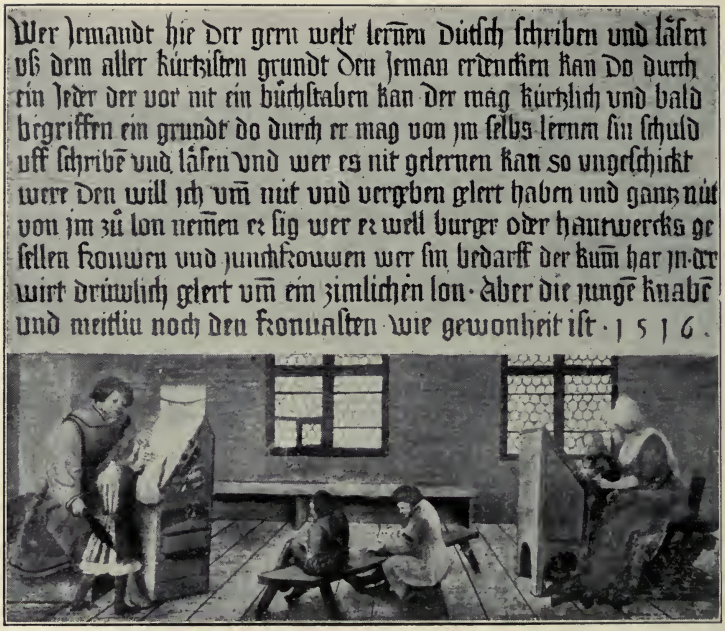
164. Leinene Decke mit Leinen- und Seidenstickerei um 1200.

(Germanisches Museum zu Nürnberg.)

165. Kinderstube. (Holzschnitt nach Hans Burgkmair, in Petrarca „Trostspiegel". Frankfurt 1620.)



166. Ritterliches Kinderspielzeug. (Handzeichnung des „Hortus deliciarum" der Herrad von Landsberg.)



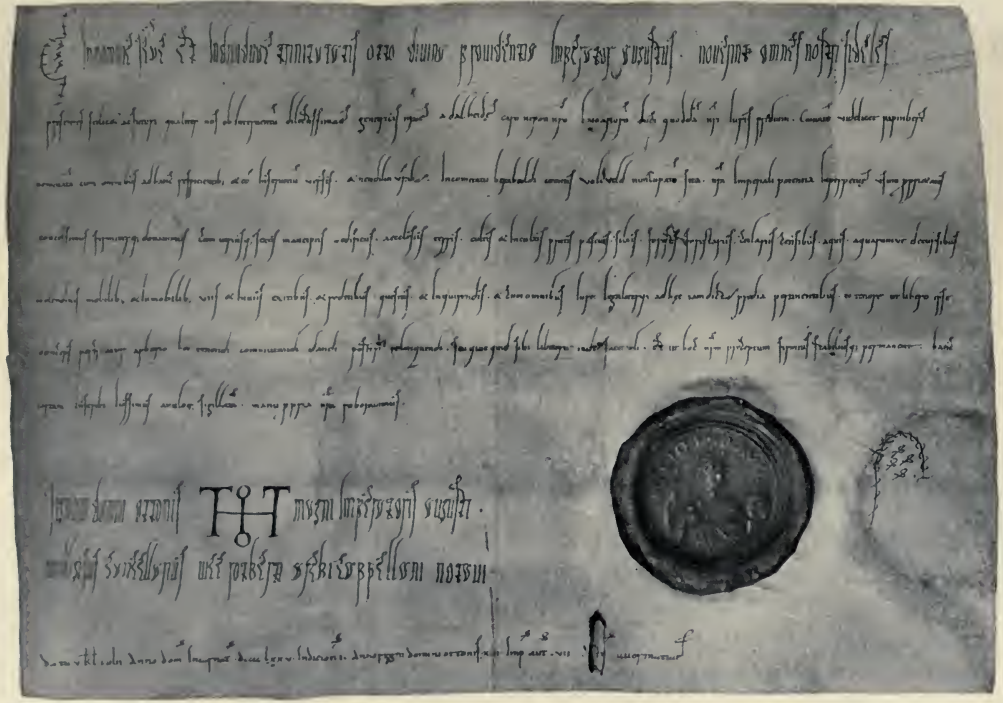
167. Aushängeschild eines Schullehrers. (Von Hans Holbein d. J. in der Öffentlichen Kunstsammlung zu Basel.)

168. u. 169. Anschauungsmaterial zum Unterricht. (Holzschnitte in der „Ars memorativa". Augsburg 1475.)

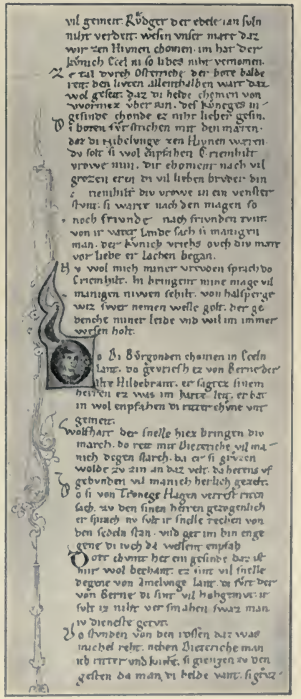
170. Lehrer mit Schulgehilfen und 8 Schülern. (Holzschnitt aus „Donatus grammaticus“. Nürnberg um 1500.)

171. Universitätslehrer und Studenten. (Holzschnitt aus Hieronymus Brunschwig „Chirurgia“. Straßburg 1497.)

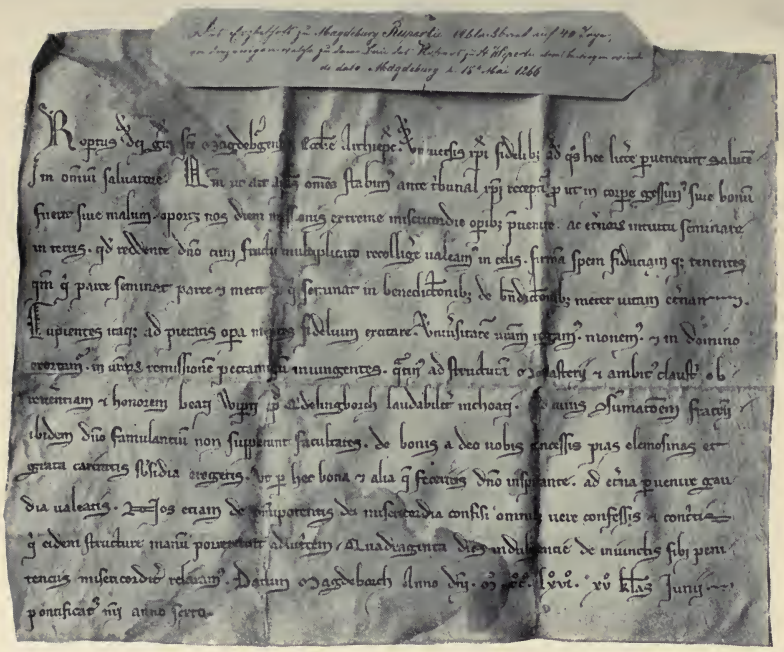
172. Miniatur und Textseite eines Evangeliars des 10. Jahrhunderts. (Schatzkammer der Stiftskirche zu Quedlinburg.)



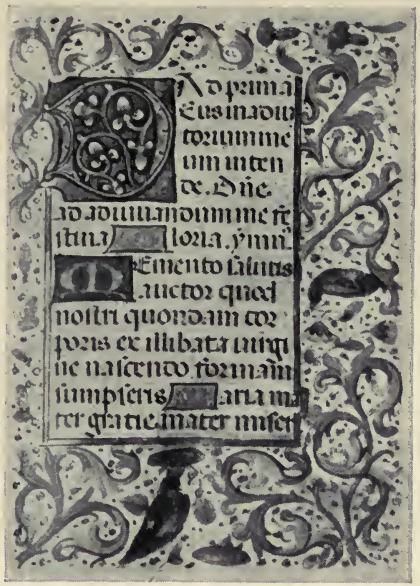
173. Urkunde Kaiser Ottos ~~III.~~ für den Herzog von Bayern aus Worms, 27. Juni 973. (Reichsarchiv zu München.)



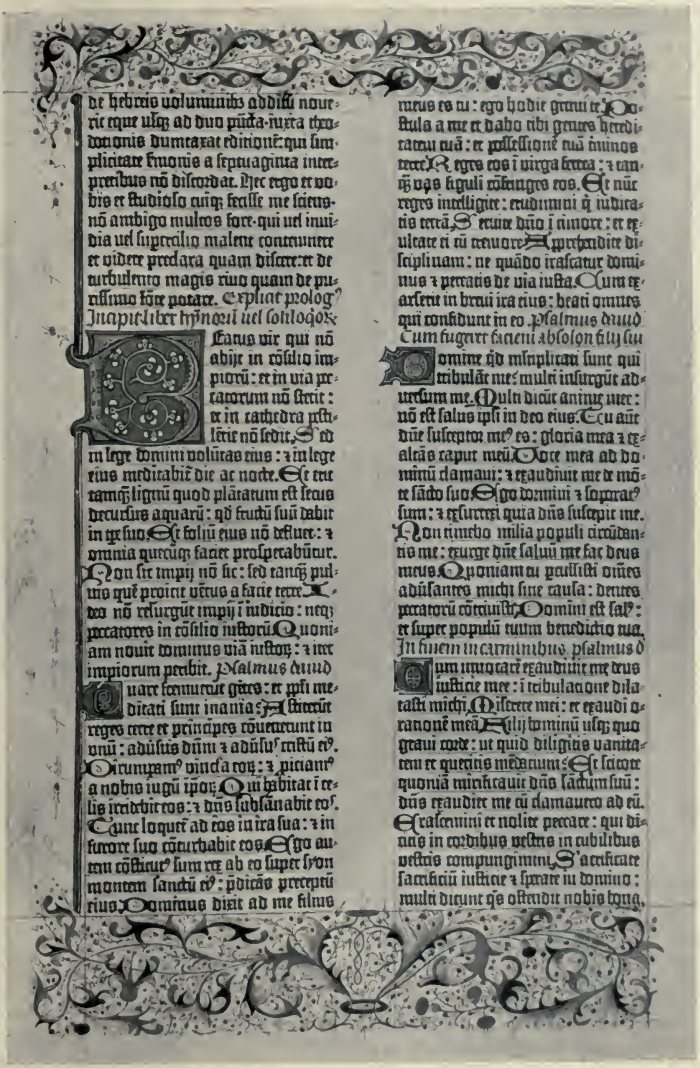
174. Spalte der Nibelungen-Handschrift B. (In der Stiftsbibliothek zu St. Gallen.)



175. Ablaßbrief des Erzbischofs Rupert von Magdeburg vom 18. Mai 1266. (Schatzkammer der Stiftskirche zu Quedlinburg.)



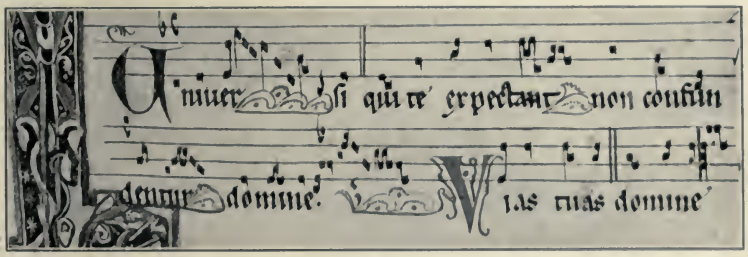
176. Seite eines Gebetbuchs des 15. Jahrhunderts. (Im Besitz von Dr. Hof, Herford.)



177. Seite (Pſalm 1—4) aus Gutenbergs 42zeiliger lateiniſcher Bibel (um 1453—1456).

178. Einbanddeckel des Evangeliars des heiligen Bernward. (Domschatz zu Hildesheim.)

179. Muſikaliſche Inſtrumente. (Holzſchnitt in „Margarita philosophica“ Straßburg 1504.)

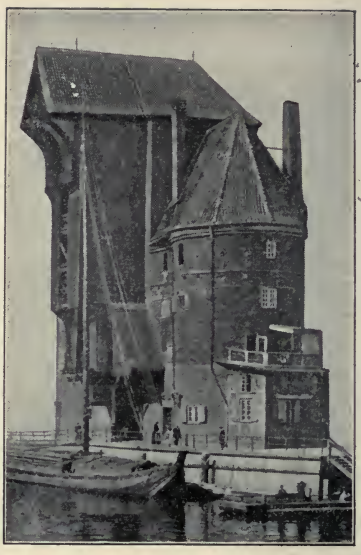


180. Notenſchrift. (Graduale des 13. Jahrhunderts. Handſchrift der Univerſitätsbibliothek zu Heidelberg.)

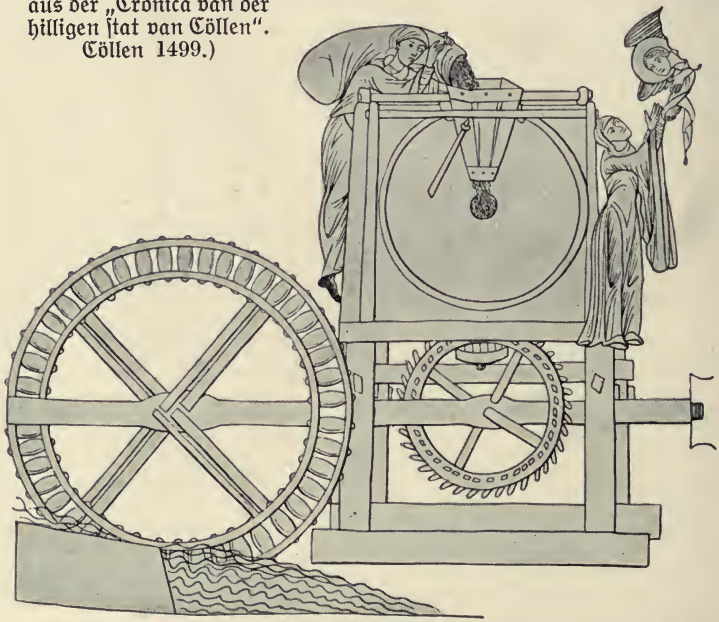
181. Karte von Deutschland. (In Hartmann Schedels „Liber chronicarum“. Nürnberg 1493.)

182. Mathematik und ihre Anwendungen. (Holzschnitt in „Margarita philosophica“. Straßburg 1504.)

183. Bau einer Stadt. (Holzschnitt aus der „Cronica van der hilligen stat van Cöllen". Cöllen 1499.)

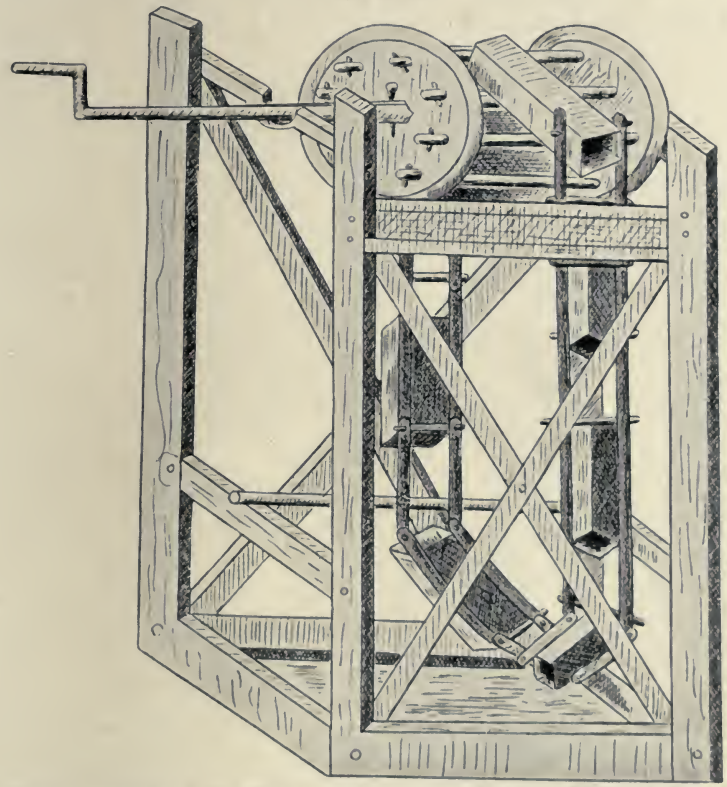


184. Kran zu Danzig.

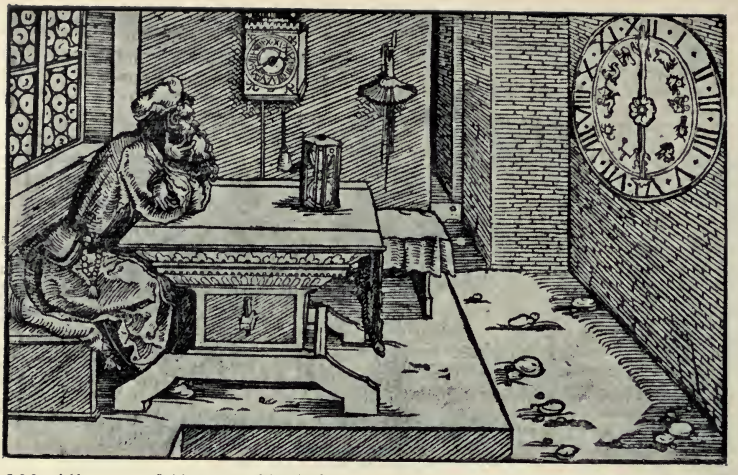


185. Unterschlächtige Wassermühle. (Handzeichnung des „Hortus deliciarum" der Herrad von Landsberg.)

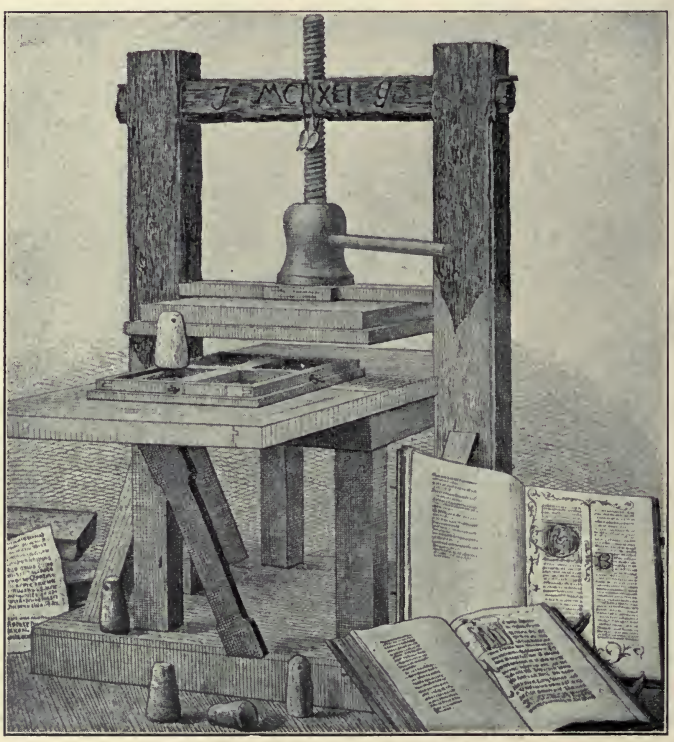
186. Salinen-Hebewerk. (Holzschnitt aus Sebastian Münsters „Cosmographie". Basel 1544.)



187. Paternosterwerk für Wiesenbewässerung. (Aus der Göttinger Handschrift des Bellifortis von 1405.)



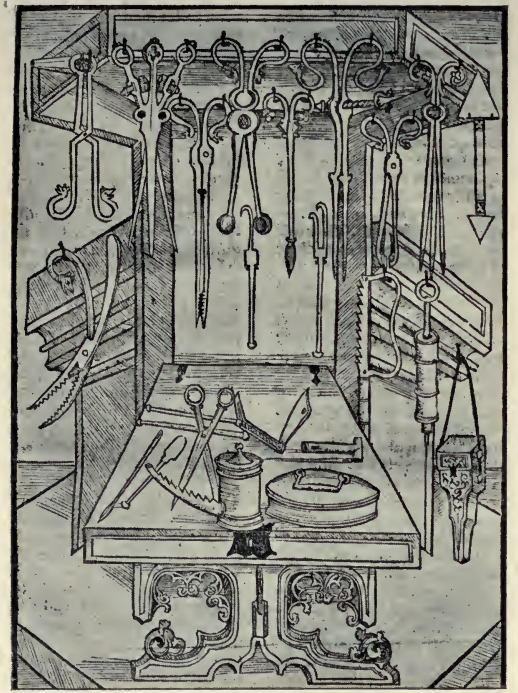
188. Uhren verschiedener Ausführung. (Holzschnitt nach Hans Burgkmair, in Petrarca „Trostspiegel". Frankfurt 1620.)



189. Angebliche erste Buchdruckpresse Gutenbergs. Nach aufgefundenen Bruchstücken wiederhergestellt von Heinrich Klemm. (Im Besitz des Leipziger Buchgewerbemuseums.)

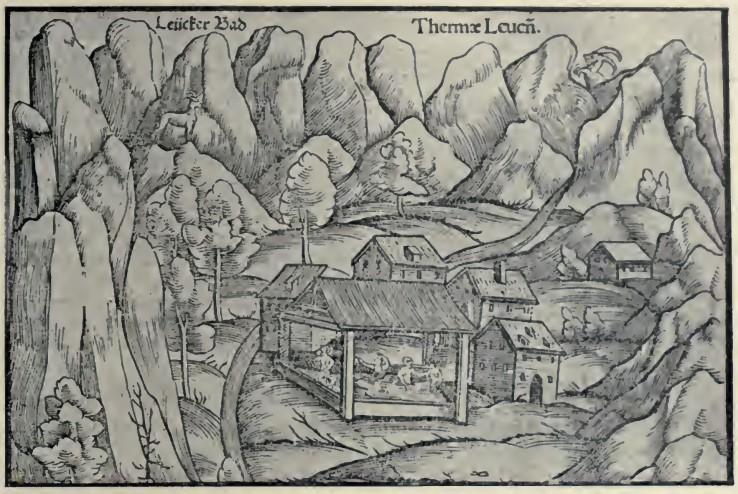
190. Aderlaß und Harnbeschau. (Holzschnitt aus A. Sytz „Traktat vom Aderlassen". Landshut 1520.)

191. Aufsetzen von Schröpfköpfen. (Holzschnitt aus „Eyn nyge Kalender recht hollende". Lübeck 1519.)



192. Ärztliche Instrumente. (Holzschnitt aus Hieronymus Brunschwig „Das Buch der wahren Kunst zu destillieren". Straßburg 1512.)

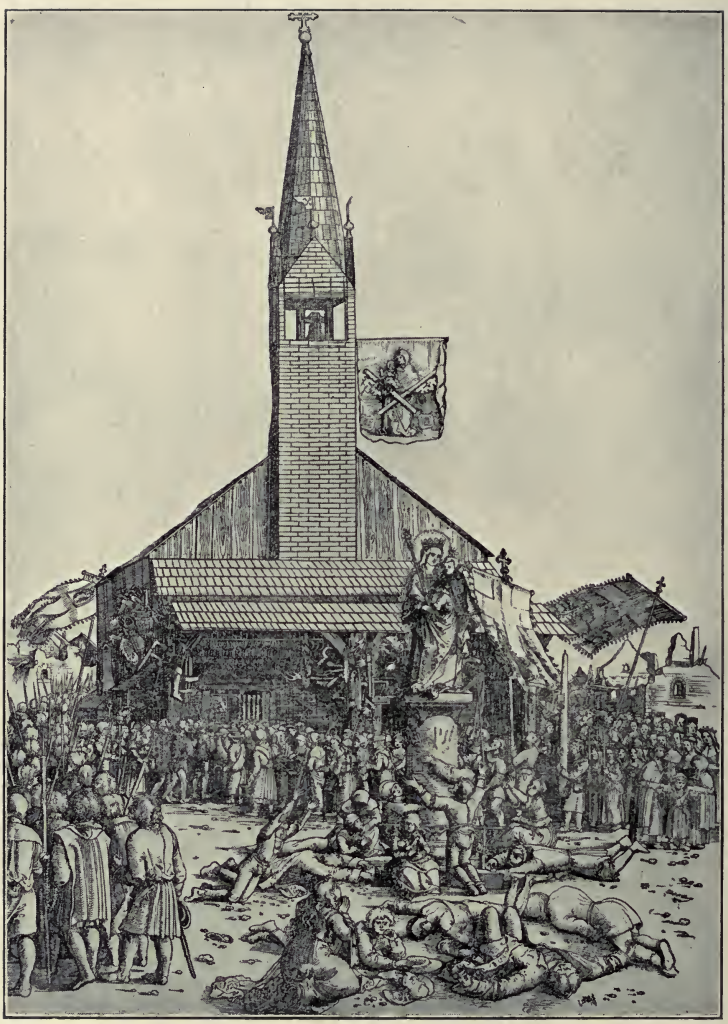
193. Apotheke. (Holzschnitt aus Hieronymus Brunschwig „Das Apothekerbuch der Vergift." Straßburg 1500.)



194. Leuker Wildbad. (Holzschnitt aus Sebastian Münsters „Cosmographie". Basel 1544.)

195. Badeanstalt. (Holzschnitt aus „Margarita philosophica". Straßburg 1504.)

196. Glocke zum Dampfeinatmen. (Holzschnitt aus Hieronymus Brunschwig „Das Buch der wahren Kunst zu destillieren". Straßburg 1512.)



197. Wallfahrt. (Holzschnitt von Michael Ostendorfer.)

198. Geißler. (Zeichnung der Konstanzer Chronik. Handschrift der Münchner Staatsbibliothek.)

199. Hexen bei Bereitung eines Zaubertrankes. (Holzschnitt des „Tractatus von den bösen Weibern die man nennet die Hexen" v. Ulrich Molitor. Augsburg 1508.)

200. Beſtattung. (Holzſchnitt nach Hans Burgkmair in Petrarca „Troſtſpiegel“. Frankfurt 1620.)

201. Grabſteine und Epitaphien im Kreuzgang des Doms zu Augsburg.

202. Kirchliche Versammlung und geistliche Persönlichkeiten. (Holzschnitt aus dem „Homeliarius doctorum“. Basel 1498.)

203. Predigt des Berthold von Regensburg. (Zeichnung in einer Handschrift der Wiener Hofbibliothek.)

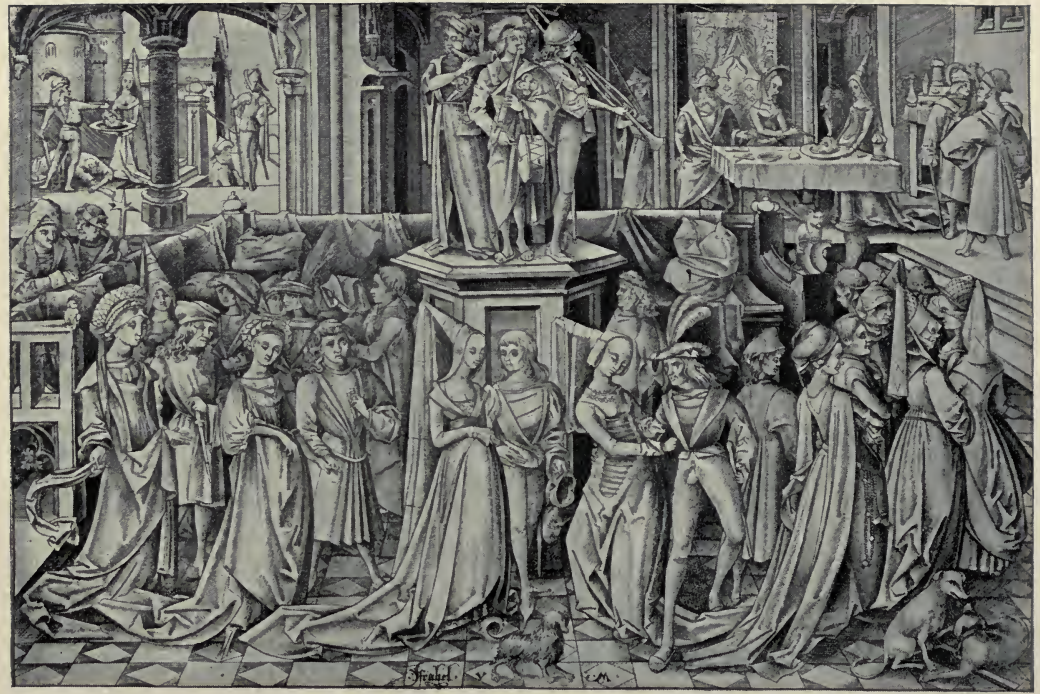
204. Seelenmeſſe für Kaiſer Heinrich VII. (Miniatur des Codex Balduini Trevirensis.)

205. Meſſe Papſt Gregors I. Gemälde eines Lübecker Meiſters in der Marienkirche zu Lübeck.

206. Mönche beim Klosterbau. (Federzeichnung des 15. Jahrhunderts im German. Museum zu Nürnberg.)

207. Mönch bei gelehrter Arbeit. (Holzschnitt aus „Plinius, Epistolae". Venedig 1519.)

208. Ritter nach dem Siege im Turnier den Kranz entgegennehmend. (Miniatur der Manesse-Liederhandschrift in der Heidelberger Universitätsbibliothek.)



209. Ballfestlichkeit. („Tanz der Salome". Kupferstich von Israel van Meckenem.)

210. Hirschjagd. (Holzschnitt von Lukas Cranach.)

211. Festmahl am Hofe des Erzbischofs Balduin von Trier. (Miniatur des Codex Balduini Trevirensis.)

212. Der Sängerkrieg auf der Wartburg. (Miniatur der Manesse-Liederhandschrift in der Heidelberger Universitätsbibliothek.)

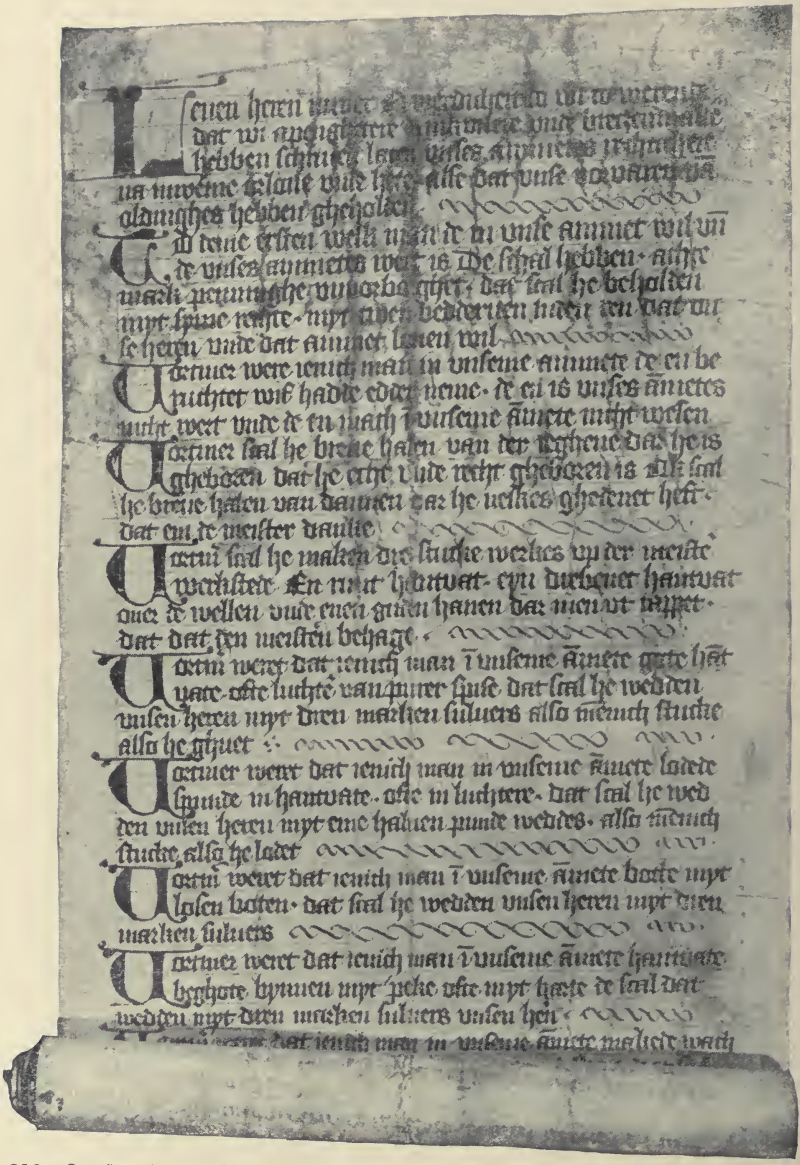
213. Sitzung des Hamburger Rates. (Miniatur des Hamburger Stadtrechtes von 1497 im Staatsarchiv zu Hamburg.)

214. Wollenweber am Webstuhl und bei Herstellung des Garns. (Holzschnitt aus Rodericus Zamorensis „Spiegel des menschlichen Lebens". Augsburg 1479.)

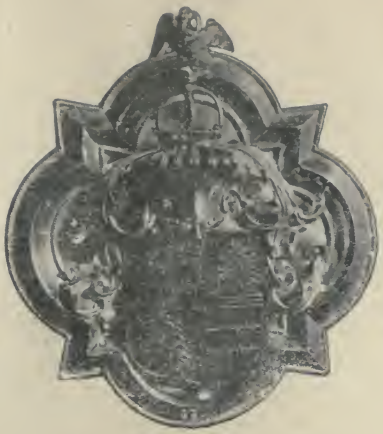
215. Messerschmiede. (Holzschnitt aus Rodericus Zamorensis „Spiegel des menschlichen Lebens". Augsburg 1479.)

216. Verschiedene Formen der Feinbäckerei. (Handzeichnung des „Hortus deliciarum“ der Herrad von Landsberg.)

217. Münzwerkstätte. (Zeichnung aus dem Spiezer Schilling.)



218. Zunftrolle der Lübecker Rotgießer, Ringfeiler und Spangenmacher um 1400. (Lübecker Staatsarchiv.)



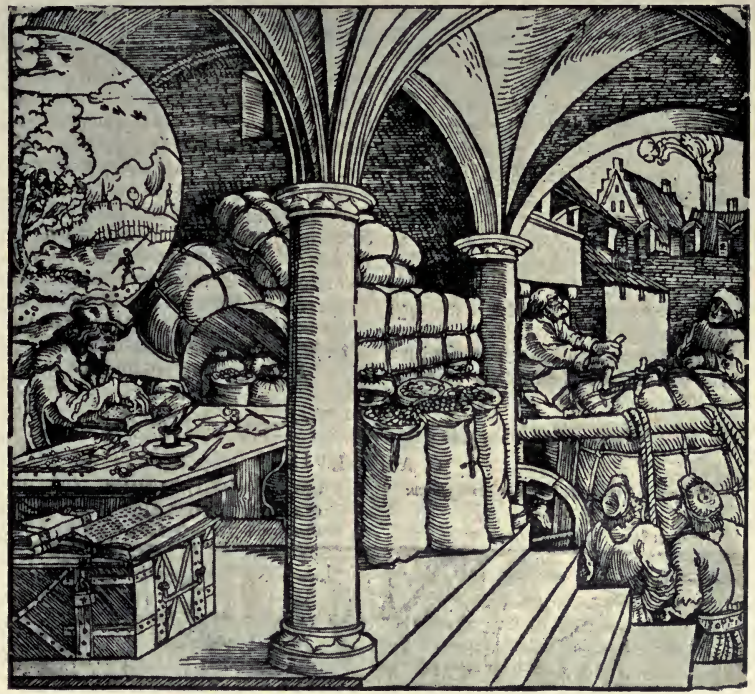
219. Schild der Lübecker Malerzunft.

220. Heringsmaß der Städte Lübeck und Rostock von 1469.

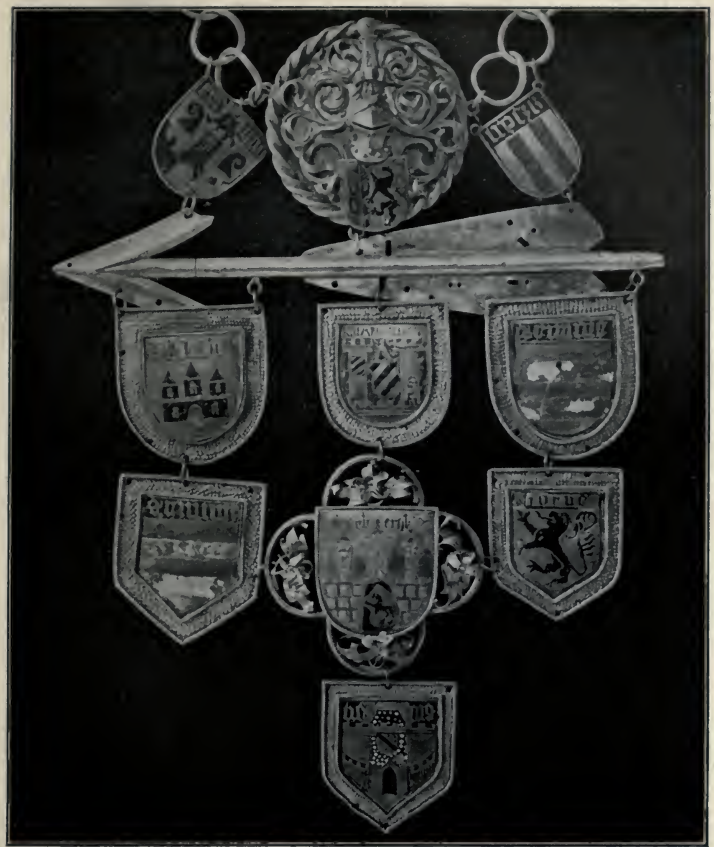
(Museum Lübeckischer Kunst- und Kulturgeschichte.)

221. Wiegen der Ware. (Relief von Adam Krafft an der Stadtwage zu Nürnberg.)

222. Verkaufsraum eines Edelsteinhändlers. (Holzschnitt des „Hortus sanitatis“. Mainz 1491.)

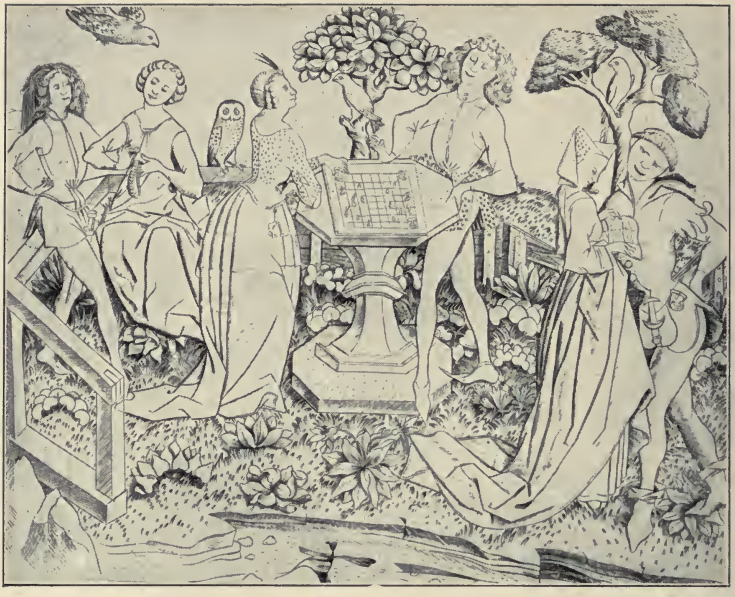


223. Kontor und Speicher. (Holzschnitt nach Hans Burgkmair in Petrarca „Trostspiegel“. Frankfurt 1620.)



224. „Der Städte Kleinod". Schützenschmuck von neun sächsischen Schützengesellschaften. (Kunstgewerbemusum zu Leipzig.)

225. Inneres eines Gasthauses. (Holzschnitt des Tübinger Kalenders v. 1518.)



226. Geſelliges Zuſammenſein. (Kupferſtich des Meiſters der Sibylle in der Wiener Kupferſtichſammlung.)

227. Vermählung. (Holzſchnitt nach Hans Burgkmair in Petrarca „Troſtſpiegel". Frankfurt 1620.)

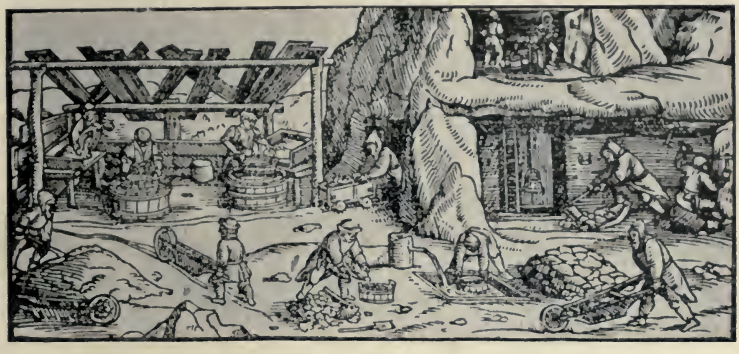
228. Kartenspielendes Paar.

229. Orgelspieler im Hause.

(Kupferstiche von Israel van Meckenem.)

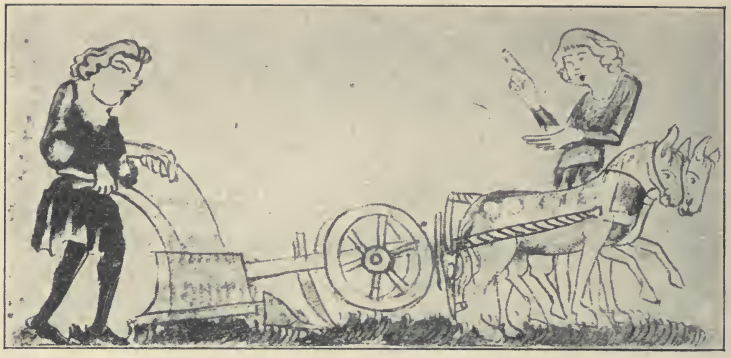
230. Kaiser Heinrich VII., Juden ein Privileg verleihend. (Miniatur des Codex Balduini Trevirensis.)

231. Jüdischer Geldleiher. (Holzschnittitelblatt aus Foltz, Die Rechnung Ruprecht Kolberger. Warnung vor dem jüdischen Wucher. Nürnberg um 1480.)

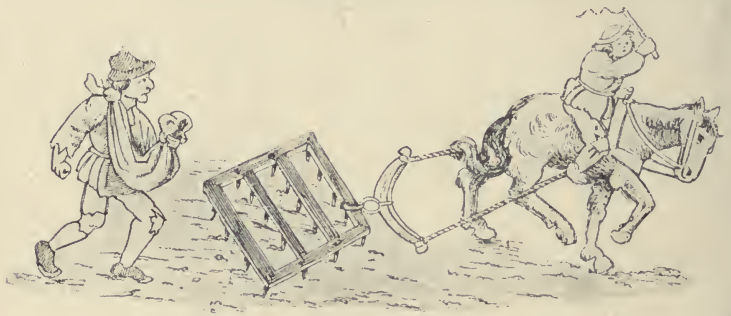


232. Erzbergwerk. (Holzschnitt aus Sebastian Münsters „Cosmographie". Basel 1544.)

233. Fischfang. (Zeichnung aus dem Luzerner Schilling.)



234. Pflügende Bauern. (Zeichnung der Dresdner Bilderhandschrift des Sachsenspiegels.)



235. Säende Bauern. (Zeichnung aus dem Luzerner Schilling.)

236. Bauern bei Wiesen- und Gartenkultur. (Zeichnung der Dresdner Bilderhandschrift des Sachsenspiegels.)

237. Weinlese. (Miniatur „September" eines niederländischen Gebetbuch-Kalenders im bayr. National-Museum zu München.)

238. Viehhaltung. (Zeichnung der Dresdner Bilderhandschrift des Sachsenspiegels.)

239. Hausschlachten. (Holzschnitt des Tübinger Kalenders von 1518.)

240. Spinnendes Bauernpaar. (Holzschnitt aus Sebastian Münsters „Cosmographie". Basel 1544.)

241. Raufende Bauern. (Kupferstich eines niederdeutschen Meisters des 15. Jahrhunderts.)

242. Bettler am Burgtor. (Holzschnitt aus Joh. Damascenus „Chronica von Josaphat und Baarlam". Augsburg 1477.)

243. Landstreicher auf der Landstraße. (Kupferstich des Monogrammisten b×8.)

244. Bettler, Spielleute und Gaukler. (Zeichnung aus dem Hausbuch des Fürsten Waldburg-Wolfegg.)

245. Tänzer. (Dekorative Holzfigur von 1480 im alten Rathaussaal zu München.)

Text.

Einleitung.

Eine entwickelnde geschichtliche Darstellung hätte von dem allmählichen Werden und Reifen der mittelalterlichen deutschen Kultur in der Weise zu berichten, daß sie die verschiedenen Stufen dieses langwierigen Prozesses kenntlich macht und die Bedeutung dieses Werdeganges von Etappe zu Etappe klarlegt. Von diesem Verfahren nach Querschnitten mußte bei dem vorliegenden Bilderatlas aus zwei Ursachen abgesehen werden. Einmal hätte das Eingehen auf einzelne Perioden zur Folge, daß die stoffliche Auswahl, die für das Ganze getroffen wurde, für jedes einzelne Zeitalter wiederholt werden müßte, und für ein solches Verfahren würde der zu Gebote stehende Raum in keiner Weise ausreichen. Aber selbst wenn es die äußeren Umstände gestattet hätten, würde die Durchführung an dem sachlichen Hindernis scheitern, daß das geschichtliche Material für die verschiedenen Jahrhunderte allzu ungleich geartet und überliefert ist. Während sich aus den früheren Zeiten des Mittelalters von den ohnehin wenig zahlreichen Geschichts- und Kunstdenkmälern nur spärliche Reste erhalten haben, die einigen wenigen Äußerungen des damaligen Kulturlebens zugute kommen, fließen die Quellen im 14. und noch gesteigert im 15. Jahrhundert immer reicher, und erst aus dieser Zeit des späteren Mittelalters stammt nahezu das gesamte uns überlieferte Material zur Geschichte weltlichen Lebens und Treibens. So war es ebenso rätlich wie erforderlich, die gesamte Periode als eine Einheit zu behandeln, und es mußte der Stoffauswahl und dem erläuternden Texte überlassen bleiben die Entwicklungsunterschiede zur Geltung zu bringen. Der Leser wird erkennen, daß ich diesen Gesichtspunkt überall im Auge gehabt habe, und ich möchte hoffen, daß die Entwicklung vom romanischen zum gotischen Stil, von höfisch-aristokratischer Kultur zu bürgerlicher Kultur usw. noch deutlich genug entgegentritt. Gleichwohl sei mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß die hier im Bilde nebeneinander stehenden Kulturdenkmäler nicht Äußerungen ein und derselben Zeit sind sondern vielfach zeitlich verschiedenen aufeinanderfolgenden Kulturperioden angehören.

Als deutsches Mittelalter ist die Zeit von etwa 900 bis etwa 1500 angesehen, auf sie beschränkt sich im großen und ganzen die Auswahl der Bilder. Für die Jahrhunderte der Völkerwanderung und der merowingisch-karolingischen Herrschaft kann von nationalem deutschem Kulturleben nicht gesprochen werden; um aber dem Leser auch von dieser ältesten Zeit geschichtlichen deutschen Lebens einen Begriff zu geben, sind auf 7 Tafeln Denkmäler dieser Periode vorangestellt. Am wenigsten sie machen Anspruch auf Vollständigkeit, vielmehr beabsichtigen sie lediglich eine Einführung in den eigentlichen Stoff zu bieten. Einige wenige Quellenstücke sind noch dem Anfang des 16. Jahrhunderts entnommen, jedoch nur in solchen Fällen, wo der Unterschied einiger Jahrzehnte bedeutungslos ist, also bei Szenen des täglichen Lebens, das im allgemeinen nur ganz allmählichem Wandel unterliegt und vollends in jener früheren Zeit geringer wissenschaftlicher und technischer Fortschritte über lange Perioden nahezu unverändert blieb. Die sog. Renaissancekultur als solche bleibt dem zweiten Teile dieses Atlas vorbehalten.

Der eigentliche Körper der Arbeit ist in zwei Abschnitte geschieden. Das Bildermaterial der „Allgemeinen Kultur" bezieht sich auf alle die Verhältnisse, die nicht einzelnen sozialen Schichten zugehören, wenn auch die eine oder andere der hier behandelten Kulturäußerungen vorwiegend einem einzelnen Stande zugute kommt. Es war so möglich, in dem zweiten Abschnitte, der den Ständen gewidmet ist, sich auf das Leben und Treiben dieser einzelnen Gesellschaftskreise zu beschränken. Hier werden also nur die berufliche Tätigkeit und das private Leben der nebeneinander bestehenden und in ihrer Kulturbedeutung einander ablösenden Volksschichten zur Anschauung gebracht.

I. Zeitalter der Völkerwanderung und der Frankenherrschaft.

(Abb. 1—26.)

Es ist hier nicht von der vorgeschichtlichen Zeit des Germanentums zu sprechen, vielmehr soll lediglich die älteste Zeit geschichtlichen Lebens vor Augen geführt werden. Diese Periode vom 4. bis 9. Jahrhundert ist für die Deutschen eine Zeit des Lernens von der überlegenen römischen Kultur, eines Aufgebens ureigenster, nahezu unberührter nationaler Anschauung und Betätigung zugunsten fortgeschrittenen fremden Kulturwesens. Sie ist eine Zeit der Umbildung, der Mischung von Altem und Neuem, der Verarbeitung. Am Ende dieses langwierigen und verwickelten Prozesses steht dann die Entstehung einer neuen höheren, mehr oder weniger selbständigen nationalen deutschen Kultur. Von diesem frühgeschichtlichen Dasein wie von diesem Lernen und Umformen sollen die Abbildungen der ersten 7 Tafeln einen Eindruck geben. Die Römer waren die Lehrmeister, und es ist natürlich, daß die von ihnen stammenden Schilderungen in Bild und Wort unsere wertvollsten Quellen sind. Was Tacitus' Germania für die literarische Überlieferung bedeutet die große Zahl von Ruhmesdenkmälern für die archäologische: die Siegessäulen, die die Kaiser Trajan und Marc Aurel zum Preise ihrer Siege über die Barbaren errichteten, und die Triumphalwerke, die immer wieder römische Großtaten am Rhein und an der Donau verkündeten. Diese bildlichen Darstellungen sind umso wichtiger, als aus jener Zeit sonst keinerlei gleichwertiges Material vorhanden ist, da die Deutschen selbst über lange Jahrhunderte hin der Wiedergabe des menschlichen Körpers nicht mächtig waren. Sie gehören zwar der Zeit vor Beginn der eigentlichen Völkerwanderung an, doch haben die hier geschilderten Zustände und Vorgänge auch für die folgenden Jahrhunderte noch Geltung.

Dem Zwecke entsprechend bringen die Darstellungen das, was die Römer an ihren barbarischen Gegnern und Schülern vor allem interessierte. Zunächst die Gestalt der Germanen, deren Kraftfülle dem Römer imponierte und deren Schönheit sein Gefallen erregte. Das Triumphalrelief Abb. 1 gibt den vom Künstler leise idealisierten Germanentypus außer-

ordentlich eindrucksvoll wieder: die kräftige hohe Figur mit dem vollen, ebenmäßigen und bartlosen Gesicht, dem langen blonden Haar und den blauen Augen, dem großen Mantel aus farbigem Wollenstoff, der mit der Spange oder Fibel auf der Schulter zusammengehalten wurde; daß unserm deutschen Krieger die sonst übliche Bekleidung mit Hosen fehlt, hat seinen Grund in der Rolle, die der baarfüßige besiegte Barbar im Triumphzuge des siegreich heimgekehrten Feldherrn spielen soll.

In das staatliche und soziale Leben der Germanen lassen uns die folgenden Abbildungen schauen. Die staatliche Gesamtheit war in der Volksversammlung vereinigt, die aber praktisch nur eine geringe Bedeutung hatte; in Wahrheit lag die Leitung in den Händen einiger Großer, die aus angesehenem Geschlecht stammend an der Spitze der Hundertschaft standen und deren Rat für alle politischen und militärischen Fragen maßgebend war. Das stark zerstörte Reliefstück der Markussäule (Abb. 3) führt eine solche Ratssitzung vor Augen. Zu ernster Aussprache sitzen die langbärtigen Männer beisammen, für des Stammes Wohlfahrt sorgend. Daß sie nicht nur berieten sondern auch handelten, zeigt Abb. 2. Dieselben Führer schließen hier ein Bündnis, das ihnen von einem benachbarten Stamme angetragen wird; an den Ufern der Donau mögen die Römer Augenzeugen eines solchen Vorgangs geworden sein. Übrigens hebt das Pferd, das diesen „principes" zugehört und auf unsern Darstellungen einen hervorragenden Platz einnimmt, die Repräsentanten des ältesten deutschen Adels auch äußerlich aus der Masse heraus. Selbstverständlich wird auf den Bildwerken besonders häufig das kriegerische Zusammentreffen zwischen Römern und Germanen geschildert, und nicht selten hat sich dabei der Vorgang ergeben, den Abb. 4 und 5 wiedergeben. Eine germanische Gesandtschaft spricht unter Darreichung von Geschenken ihre Unterwerfung aus. Wieder sind es offenbar die Hundertschaftsführer des besiegten Stammes, die in demütiger Haltung vor dem Kaiser erscheinen, hier aber in kurzem Rock und langen Hosen, wie sie der Heerfahrt angemessen waren. Abb. 6 dagegen führt eine Kampfszene selbst vor, die sich unter Kaiser Trajans Augen zwischen Römern und Daciern abspielte. Mit Geschick hebt der Künstler den Gegensatz der wohlbewaffneten streng disziplinierten römischen Legionaren, die gemessen und überlegen den Kampf führen, zu den germanischen Kriegern hervor, die nur durch den Schild geschützt unter Aufwendung starker physischer Kraft mit ungestümem Angriff die Hiebwaffe gebrauchen. Abb. 7 schließlich erzählt, welches Schicksal der besiegten Germanen in Feindeshand harrte. Männer, Frauen und Kinder werden in die Sklaverei geführt und die Wohnstätten niedergebrannt. Die hier dargestellten zeltartigen Hütten, die aus Ästen und Reisig hergestellt waren, sind charakteristisch für die auf Kriegsfahrten begriffenen Germanen, während wir für die seßhaften Stämme festere Behausungen anzunehmen haben.

Während der Stürme der großen Völkerbewegungen fiel die antike Kultur bis auf spärliche Reste in Trümmer. Die barbarischen Germanen nahmen Besitz vom römischen Boden und wenn sie auch in Nord wie Süd Sieger waren, so unterwarfen sie sich doch gläubig und demütig der erhalten gebliebenen Kultur und der Religion der Besiegten. Jetzt erst begann die kulturelle Einwirkung, die durch Handelsbeziehung und kriegerische Berührung hervorgerufen in geringem Maße schon für die früheren Jahrhunderte nachzuweisen ist, den Charakter der Beherrschung anzunehmen,

die das gesamte Germanentum erziehend und umgestaltend in völlige kulturelle Abhängigkeit brachte. In geistiger wie materieller Hinsicht lieferte man sich Rom aus, und nicht nur jene germanischen Stämme, die im sonnigen Süden einen tragischen Untergang fanden, gaben so ihre Eigenart auf, sondern auch die Franken, die ihre Herrschaft zu behaupten und über das ganze Gebiet des weströmischen Imperiums aufzurichten vermochten, wurden die gelehrigen Schüler der in Gallien noch vorgefundenen römischen Provinzialkultur. Sklavisch eignete man sich all die bewunderten Errungenschaften an, und als in den fortwährenden Kämpfen das Kulturniveau mehr und mehr sank, da war es eine Tat, daß Karl der Große die antiken Traditionen mit Bewußtheit wieder aufnahm und zu neuem Leben erweckte. Nur auf wenigen Gebieten blieb damals eigenster nationaler Geist wirksam, um dann nach dem Auseinanderbrechen des karolingischen Weltreiches in wachsendem Maße über alle Zweige des Kulturlebens hin zur Geltung zu gelangen und die Gestalt anzunehmen, die das Wesen des deutschen Mittelalters ausmacht. An einigen Äußerungen des geistigen Lebens sei das verfolgt.

Ganz gallo-römische Kunst war die merowingisch-karolingische Architektur, so weit nicht die von Italien herübergetragene altchristlich-römische Kunst einwirkte. Die Selbständigkeit der germanischen Phantasie fehlte noch, und die bewußte Nachahmung der als schlechthin unerreichbar angesehenen antiken Kunst erstickte alle nationalen Regungen. Nur die Kleinkunst pflanzte germanische Elemente weiter, namentlich die Kunst der spangenförmigen Gewandnadeln oder Fibeln, die in den germanischen Totenfeldern in großer Zahl gefunden worden sind. Den Charakter der älteren Zeit, da das römische Kunstgewerbe durch friedliche oder kriegerische Beziehungen vermittelt einwirkte, geben die Fibel und der Hängeschmuck Abb. 13 und 12 wieder. Die bronzene Fibel schließt sich eng den vorzeitlichen Formen an und ist wohl eine am Niederrhein entstandene Arbeit germanischer Herkunft, deren saubere und geschmackvolle Ausführung auf eine alte Tradition schließen läßt. Auch der gleichartige Hängeschmuck mit der feinen Gold- und Silberfiligranverzierung ist zwar ein deutsches Erzeugnis, aber vom Stilgefühl römischer Vorbilder beeinflußt. Der eigentlichen Völkerwanderungszeit gehört die Schlesische Fibel Abb. 11 an, ein massiv silbernes mit Goldblech belegtes und mit Goldfiligran verziertes Stück. Sie zeigt den unter römischem Einfluß fortgeschrittenen Geschmack und weist bereits Andeutungen jener Tierornamentik auf, die seit dem Ausgang der Völkerwanderung zu der eigentlich nationalen deutschen Kunstweise wird. Die volle Herrschaft dieser Tierornamentik stellen die Fibeln in Abb. 10, 9 und 8 dar. Die reichverzierte bayrische Fibel (Abb. 10), die berühmte Nordendorfer Spange (Abb. 8), die auf der Rückseite Runenzeichen trägt, und die Hochfelder Fibel (Abb. 9) mit dem streng stilisierten Lindwurmmotiv sind besonders charakteristische Beispiele für diese symbolistisch-mystische Verschnörkelung tief eingeschnittener Tierornamente von echt deutschem Gepräge. Die reiche Abwechslung der Metallfarben sowie der Schmuck mit Niello, einem zierenden schwarzen Schmelzguß, oder eingesetzten Gläsern und Granaten, beweist einen hohen Grad technischen Könnens. Weniger charakteristisch für nationale

Eigenart, wenn auch als Schmuckstück der Merowingerzeit sehr beliebt, sind die beiden agraffenförmigen Fibeln Abb. 21 und 22, die dem 6. oder 7. Jahrhundert angehören. Die Goldfibel mit Filigranverzierung und Flachsteineinlagen aus Almadin und blauem Glasfluß besitzt eine von römischen Vorbildern beeinflußte ornamentale Anordnung, die auch in den Münzen aufgenommen erscheint (Abb. 59), während die Goldagraffe mit den durchbrochenen Flächen und farbigen Steineinlagen sogar auf byzantinische Technik zurückgeht. Ähnlich wie mit dem Schmuck verhält es sich mit den kunstgewerblichen Gebrauchsgegenständen der Frankenzeit. In Material wie Technik überwiegt der römische Einfluß, und nur in der ornamentalen Ausschmückung macht sich wieder nationale Kunstweise kräftig geltend. So der hölzerne Eimer (Abb. 14) mit dem verzierten Erzband und Henkel, mit dem Kranz von dreieckigen Köpfen wie mit den zwei weiteren Metallbändern; so die Tonkanne mit den eingedrückten schlichten Ornamenten (Abb. 15); so die Tonurne, die ähnlich gearbeitet ist, jedoch ein sehr viel reicheres und überaus geschmackvolles Ornament aufweist (Abb. 16); so die Becherschale aus grünem Glas mit den zierlichen Ornamentstreifen und Knöpfen (Abb. 17); so das Trinkhorn gleichen Materials mit den gefälligen umlaufenden Bändern und den Henkeln zum Aufhängen (Abb. 18). Ganz abhängig von römischen Vorbildern machte man sich auf dem Gebiete der Münztechnik. Abb. 19a und b bringt zur Anschauung, wie man anfänglich in ganz plumper Weise als Muster dienende römische Münzen nachahmte und nachprägte; unserem Stück liegt ein Denar des Kaisers Mauritius Tiberius zugrunde. Obschon das Vorbild nicht verleugnend, wird der Denar Chlotars I. durch eine selbständige Umschrift und eine bessere Technik wenigstens zu einer fränkischen Münze (Abb. 20a und b) und leitet so zu den Münzen der deutschen Könige und Kaiser hinüber.

Auch im Schriftwesen ordnete man sich ganz den antiken Kulturerrungenschaften unter. Vor ihrer Berührung mit den Römern haben die Germanen keine Schrift besessen, denn die Stäbchen, in die man Zauberzeichen ritzte, haben zwar auf die Entstehung der Schrift eingewirkt, stellen selbst aber kein Schriftmaterial dar. Vielmehr sind die ältesten Schriftzeichen der Germanen erst 200 n. Chr. entstanden, vermutlich in der Gegend der untern Donau, indem die dort ansässigen germanischen Stämme das lateinische Alphabet übernahmen, es jedoch sogleich unter Veränderung der Buchstabenreihenfolge im Sinne des Ritzungsverfahrens zu der eigentümlich eckigen Form umgestalteten, die zum Wesen der Runenschrift gehört. Von den zwei Arten Runen, die sich über die germanischen Gebiete hin entwickelt haben, war in Deutschland bis ins 8. Jahrhundert das ältere längere aus 24 Buchstaben bestehende Alphabet im Gebrauch, das nach den 6 Anfangsbuchstaben „Futhark" genannt wird (Abb. 24; Zeile 1 und 3 sind dort umzudrehen). Während im Norden die Schrift auch vielfach auf Stein gebracht wurde, hat sie sich auf deutschem Boden nur auf Metallgeräten erhalten. Das bekannteste Beispiel ist die Rückseite der Nordendorfer Spange (Abb. 8b), deren umstrittene Runen die Anrufung des Beistandes Wotans und der Weihe Thonars zur Heirat eines Brautpaares Awa und Leubwini zum Inhalt haben. Den weiteren Schritt, entgegen den geritzten und geschnittenen Runen eine zum Schreiben geeignete Schrift zu schaffen, tat im 4. Jahrhundert der westgotische Bischof Ulfila mit der Einführung der gotischen Schrift, die er vor allem dem griechischen Alphabet entlehnte mit Ergänzung aus lateinischen und Runenbuchstaben (Abb. 26). Mit außerordentlichem Verständnis hat er in seiner Bibelübersetzung die wortarme Sprache der Goten den Kultursprachen der Griechen und Römer angepaßt und so zur schnellen Ausbreitung des arianischen Christentums unter den Ostgermanen erheblich beigetragen.

Jedoch die Träger dieser von Ostrom her vermittelten Religion und Kultur fanden einen frühen Untergang, und das Westrom repräsentierende Papsttum wurde der geistige Beherrscher der romanisch-germanischen Welt. Mit dem katholischen Christentum aber kam die lateinische Schrift und Sprache, und seit dem 5. Jahrhundert verdrängte das lateinische Alphabet im Frankenreiche und in seinen germanischen Vasallenstaaten die Runenschrift, um seinen Siegeszug über die ganze Welt anzutreten. Auch die nichtfränkischen Stämme wurden dem römisch-katholischen Christentum gewonnen, aber nur äußerlich nahmen es die Alemannen, Bajuvaren, Thüringer, Friesen und Sachsen auf; mehr noch als im westrheinischen Frankenreich blieb man in den ostrheinischen Gebieten heidnisch. Der auf den Höhen bei Freiburg an der Unstrut gefundene „Haingott" (Abb. 25) läßt das Nachwirken heidnischer Tradition in christlicher Zeit klar erkennen. Denn wenn das Götterbild auch in technischer Hinsicht auf slavische Einflüsse zurückgeht, so läßt sich doch nicht bezweifeln, daß hier der vom allgemeinen Himmelsgott zum Kriegsgott gewordene Ther oder Tyr dargestellt ist, jener gewaltige Gott, der germanischem Götterglauben zufolge im Kampfe gegen den Höllenhund einen Arm verlor. Es ist übrigens von Interesse, daß man in dieser späteren Zeit die Götter auch im Bilde wiedergab, wovor sich die eigentliche Heidenzeit scheute.

Durchaus lebendig blieb die germanische Tradition dagegen auf dem Gebiete des Staats- und Rechtslebens. Wennschon eine Reihe von römischen Einrichtungen übernommen wurden, so blieben die Grundlagen des Staates völlig germanisch. Denn auch die Ausbildung der Königsgewalt, die in der Zeit der Stammesreiche an die Stelle der Volksgewalt getreten ist und den eigentlichen Gegensatz gegen die ältere Zeit bezeichnet, beruht auf der germanischen Staatsentwicklung selbst und ist nur durch west- und oströmische Einflüsse gefördert worden. Rein germanische Auffassung spricht so aus den Volksrechten, die aus dem Zusammenwirken von König und Volk hervorgingen und seit dem 5. Jahrhundert aufgezeichnet wurden. Abb. 23 gibt die erste Seite einer Handschrift der Lex Salica wieder, des fränkischen Volksrechtes, das bei dem Machtbereich und der staatlichen Organisation der Frankenherrschaft eine besondere Bedeutung erlangte.

II. Allgemeine Kultur.

1. Staatliche Verhältnisse. (Abb. 27—33.)

Mit den Darstellungen staatlichen Lebens im Mittelalter hat es eine besondere Bewandnis. Es ist eine dem Forscher ganz geläufige Erscheinung, daß der mittelalterliche Mensch seine gesamte natürliche Umgebung zu symbolisieren suchte, in ihr geheimnisvolle und tiefe Zusammenhänge zu finden glaubte, die auf die väterliche Güte Gottes wiesen. Das Tatsächliche wurde seiner Realität entkleidet und überall ein symbolischer Sinn herausgedeutet. So wurde auch das staatliche Leben nicht in seiner Wirklichkeit gesehen, sondern nur in dem darin liegenden Sinn, in dem letzten Gehalt erfaßt. Zumal für Deutschland lassen sich nur wenige Versuche

nachweisen, staatliche Handlungen in ihrem geschichtlichen Hergang festzuhalten; nahezu sämtliche uns erhaltene Darstellungen bewegen sich in der erörterten Richtung der Versinnbildlichung.

Schon das große Doppelbild (Abb. 27) trägt ganz diesen Charakter; es tritt uns hier die heraldische Symbolisierung entgegen, die ja bis auf unsere Zeit, wenn auch wesentlich abgeschwächt, mit den Dingen des Staats verknüpft geblieben ist. Der Humanist Hartmann Schedel, dessen Weltchronik von 1493 die Tafel entnommen ist, hat es mit glücklichem Griff verstanden durch diese heraldische Schematisierung seinen Lesern einen Begriff von dem verwickelten staatlichen Gebilde des deutschen Reichs seiner Zeit zu geben, und es ist nicht zu zweifeln, daß die Charakterisierung der einzelnen Gewalten durch symbolische Abzeichen sinnfälliger auf seine Zeitgenossen gewirkt hat als es irgend eine andere Darstellung getan hätte. Des alten Reiches Herrlichkeit, wie sie namentlich in der feierlichen Zeremonie der Krönung zum Ausdruck gelangte und wie sie noch einem jeden von uns vor Augen steht, seit er Schillers Ballade vom Grafen von Habsburg lernte, tritt uns hier entgegen. In der Mitte der oberen Reihe der Kaiser — es ist der Habsburger Friedrich III. (IV.) — auf dem Kaiserstuhle sitzend, der auf ein von Säulen getragenes Piedestal gestellt ist. Er ist mit den Attributen seiner kaiserlichen Würde ausgestattet, im Krönungsmantel, die Krone auf dem Haupt, in der einen Hand das Szepter, in der andern den Reichsapfel haltend; das Reichswappen mit dem zweiköpfigen Adler zu seinen Füßen vervollständigt den Eindruck erhabener kaiserlicher Majestät, den der Leser der Weltchronik gewinnen sollte. Mehr als diese verhältnismäßig unkünstlerische Darstellung wirkt auf uns Nachlebende das Porträtbildnis Kaiser Maximilians I., von der Hand Albrecht Dürers, das in seiner ganzen Feierlichkeit und in der vollendeten Wiedergabe der kraftvollen und selbstbewußten Erscheinung des Kaisers unmittelbar zu uns spricht (Titelbild). Auf Schedels Holzschnitt dann zur Linken und Rechten des Herrschers die drei geistlichen und vier weltlichen Kurfürsten in dem damals schon üblich gewordenen Ornat, dem langen reich gestickten Mantel mit schwerem Pelzbesatz über den Schultern und dem pelzverbrämten Barett; auch sie kenntlich durch die Abzeichen ihres Amtes und ihre Wappen. Die drei geistlichen Kurfürsten, die je eine Urkunde in der Hand halten, werden so als die Erzkanzler des Reiches charakterisiert, der Erzbischof von Mainz als der für Deutschland, der Kölner für Italien, der Trierer für Burgund; die beiden letzteren Ämter hatten übrigens nur papierne Bedeutung. Die vier weltlichen Kurfürsten zeigen sich uns demgegenüber in der Ausübung ihres Hofamtes: der Böhmenkönig mit gewaltigem Pokal als der Schenk, der Pfalzgraf bei Rhein mit dreistockiger Schüssel als der Truchseß, der Herzog von Sachsen mit langem Schwert als der Marschall, der Markgraf von Brandenburg mit mächtigem Schlüssel als der Kämmerer des Reiches. Die übrigen Fürsten und Herren des Reichs — der Städte geschieht nicht Erwähnung — werden nur in heraldischen Hinweisen aufgeführt, in Gruppen zu vier angeordnet. Pagen in der Modeübertreibung der spätmittelalterlichen Schnabelschuhe oder in Stilisierung tragen die Wappen von je vier Markgrafen, Landgrafen, Burggrafen, freien Herren, Reichsrittern und Grafen, und nur die Wappensymbole der vier Herzöge sind zur Kennzeichnung ihrer hervorragenden Stellung an den Säulen befestigt, die das Piedestal des Kaiserthrons tragen.

Staatsrechtlich ist es das deutsche Wahlreich, das uns in der Tafel Hartmann Schedels so plastisch vor Augen tritt. Die sieben Kurfürsten „küren" den deutschen König, der mit der Wahl zugleich

„römischer Kaiser deutscher Nation" ist. Das ist der staatliche Zustand der letzten beiden Jahrhunderte des Mittelalters, wie er durch die goldne Bulle von 1356 zum Reichsgesetz erhoben wurde und bis zum Untergang des Reichs Geltung behielt. Indessen, dies war nur der Abschluß eines langen Entwicklungsprozesses: ein ganz anderes Aussehen hatten die staatlichen Verhältnisse in der Zeit der Sachsen-, Franken- und Staufenkaiser. In sie führen uns die Abb. 28—30 ein.

Das Universalreich Kaiser Karls des Großen, der zugleich Herr des Staats wie der Kirche gewesen, war schnell zusammen gebrochen, aber die karolingische Staatsidee war mit nichten zerstört. Wennschon seit dem Eintritt der Ottonen sich die Grundlagen kaiserlicher Gewalt völlig veränderten, so setzte sich doch in immer wachsendem Maße die alte Anschauung von dem Weltimperium und dem Kaiser als dem Nachfolger der römischen Imperatoren wieder durch. Als Weltenrichter erscheint Kaiser Otto III. auf dem merkwürdigen Miniaturbild seines Evangelienbuches (Abb. 29). Während er selbst, im Thronstuhle sitzend Herrscherstab und Apfel in Händen hält, sind Schwert und Schild zwei weltlichen Würdenträgern anvertraut; die beiden Männer der Kirche auf der andern Seite, von denen der eine in sicher beabsichtigter Anspielung die Armlehne des Thronsessels ergriffen hat, deuten auf die engen Beziehungen des Kaisers zur Kirche. Auf dem gegenüberstehenden Bilde aber (Abb. 28) nahen sich in demütiger Haltung vier barfüßige Frauengestalten in kostbaren Gewändern, mit Geschenken dem Weltenherrn huldigend. Wie die (in der Reproduktion schwer lesbaren lateinischen) Überschriften besagen, sind die Figuren die Verkörperung der „Roma, Gallia, Germania und Sclavinia", der Länder also, die dem alten karolingischen Universalreich angehörten. Es ist kein Zufall, daß die Miniatur altrömischen und byzantinischen Charakter hat, der auch für die karolingische Kunst bestimmend war; Gestalten und dekorative Zutaten erscheinen ganz in der von West- und Ostrom her weitergegebenen Manier und erinnern an Mosaiken des 7. Jahrhunderts, die auch der Verherrlichung eines Weltenkaisers dienten.

Aber in diesem Streben nach Weltherrschaft stellte sich der kaiserlichen Gewalt eine andere entgegen, die mit dem gleichen Drange nach universaler Machtgeltung erfüllt war: die Kirche und an ihrer Spitze das Papsttum. Wir Deutsche zumal kennen den gewaltigen Kampf, der jahrhundertelang zwischen dem weltlichen und kirchlichen Oberhaupt der Christenheit getobt hat, denn deutsches Blut ist dabei vor allem geflossen, national-deutsche Entwicklungskräfte sind dabei vor allem geopfert worden; freilich wurden auch wertvolle geistige Kräfte durch diese Anspannung dem Volkstum zugeführt oder zur Entfaltung gebracht: wir haben kein Recht diese heroische Zeit des Mittelalters zu verurteilen. Als Sieger blieb der römische Papst auf dem Kampfplatze. Nicht deutlicher kann sich der Triumph der kirchlichen Gewalt spiegeln als in der Zeichnung des Sachsenspiegels (Abb. 30). Das niedersächsische Land- und Lehnrecht, das der Ritter Eike von Repgow in der Zeit Kaiser Friedrichs II. niederschrieb, ist ein durchaus nationales, vom römischen Recht in keiner Weise beeinflußtes Rechtsbuch, und doch beginnt der erste Artikel, zu dem die Abbildung gehört, folgendermaßen: „Zwei swert liz got in ertriche zu beschirmene die cristenheit. Deme bâbste ist gesaczt daz geistliche, dem keisere daz werltliche. Dem bâbste ist ouch gesaczt zu rîtene zu bescheidener zelt uf eime blanken pferde, und der keiser sal im den stegereif halden."

Der universale Weltenkaiser war niedergerungen, aber der Papst blieb nicht allgebietend zurück. Als Erbe und Rächer der besiegten staatlichen Gewalt erhoben sich neue: im allgemeinen der nationale Staat, im deutschen Bereich der territoriale Fürstenstaat. Nicht ohne Förderung der Päpste, die sich der Fürsten im Kampfe gegen die Kaiser bedienten, war die territoriale Gewalt emporgekommen; auch die Kaiser ihrerseits hatten, den Blick stets auf Rom und Italien gerichtet, an diesem Aufstieg mitgewirkt. Seit dem Untergang der Staufer war die neue Richtung der deutschen staatlichen Entwicklung festgelegt; an Stelle der bisherigen Einheit trat in folgerichtigem Ausbau die Vielheit.

Die erste Etappe auf diesem veränderten Wege ist die Bevorrechtung der sieben mächtigsten Fürsten als Kurfürsten. In einer eindrucksvollen Miniatur (Abb. 31) ist der wichtige Vorgang der Verkündigung der goldnen Bulle von 1356 dargestellt, die den gewordenen Verhältnissen Rechnung tragend die Wahl des deutschen Königs den sieben Kurfürsten auslieferte und diesen zugleich eine Reihe von Hoheitsrechten überließ. Auch dieser wichtige Vorgang ist von dem Maler des Bildes wieder ganz symbolisch aufgefaßt worden. Unter einem Throngehäuse, das einigermaßen an einen gotischen Baldachin erinnert und neben dem der Blick seitwärts in die Landschaft schweift, sitzen Kaiser Karl IV. und seine Gemahlin Anna, die Krone auf dem Haupte, der Herrscher mit Schwert und Apfel, die Kaiserin mit Herrscherstab; zwischen ihnen an der Rückwand des Gehäuses Reichswappen und Krone in Stickerei oder Malerei. Ihnen zur Seite nach vorn geordnet stehen die sieben Kurfürsten, wie auf Schedels Holzschnitt durch Abzeichen, Wappen und Fahnen in ihrer Stellung kenntlich gemacht. In sinnfälligster Form sind Handlung und Bedeutung, zu einer symbolischen Zeremonie verwoben, dem Betrachter vor Augen geführt.

Noch im Mittelalter ist die Entwicklung über die staatsrechtliche Grundlage der goldnen Bulle hinausgegangen. Kleinere Fürsten und Städte suchten an den Errungenschaften der Kurfürsten Anteil zu erhalten und die unaufhaltsam wachsende staatliche Zersplitterung gab ihnen Recht. Vollends die neuere deutsche Geschichte ist die Geschichte des deutschen Fürstenstaats; der zweite Teil dieses Atlas wird sich ihm besonders zuzuwenden haben.

Die bisher besprochenen Abbildungen behandeln das staatliche Leben in seiner allgemeinen Geltung, in den inneren Aufbau läßt die folgende (Abb. 33) hineinblicken. Es ist die Darstellung einer Belehnung. Herzog Friedrich der Steitbare von Sachsen kniet vor Kaiser Sigismund und nimmt aus dessen Händen die mit dem wettinischen Wappen geschmückte Fahne sowie das Kurschwert entgegen, das Abzeichen der Marschallswürde der sächsischen Kurfürsten. Das Lehnswesen als die Grundlage des mittelalterlichen Staates wird in diesem kleinen Bilde, das wieder ganz in der Richtung der Versinnbildlichung verfährt, trefflich verdeutlicht, und es wird überaus anschaulich, welche große Rolle die Fahnenübergabe bei diesem Vorgang der Belehnung spielt. Abb. 32 dagegen hat sich die ergänzende Aufgabe gestellt, den der eigentlichen Belehnung voraufgehenden Akt, die „hulde", darzustellen und zwar in seinem zeremoniellen Verlauf. Der Reichsfürst, der sich in das kaiserliche

Vasallenverhältnis begeben will und den die Wappenfahne als einen Wittelsbacher erkennen läßt, ist die Stufen zu dem erhöhten Platze emporgestiegen, auf dem Kaiser Maximilian und die Kurfürsten sitzen, und unter Trompetenschall vollzieht sich die feierliche Handlung. Während des Fürsten Mannen zu Pferde am Fuße der Treppe halten, leistet der neue Vasall kniend dem mit den Reichsinsignien geschmückten Kaiser den Lehnseid. Das Bild, das den letzten Jahrzehnten des Mittelalters angehört, beweist, daß das Interesse nicht mehr an dem Sinne der Handlung allein haftet, sondern sich auch auf die Wirklichkeit eines solchen Vorgangs erstreckt. Wir stehen zwar nicht der Sache aber der Auffassung nach an der Schwelle der Neuzeit.

2. Siegel. (Abb. 34—39.)

Die Siegel, deren Namen aus dem lateinischen „sigillum" (= Bildchen) entstanden ist, sind zugleich Äußerungen rechtlicher und staatlicher Praxis wie auch der Kunsttechnik. Sie dienten zur Beglaubigung oder zum Verschluß, auch zur Sicherung. Von den Römern übernommen waren sie bis in das 12. Jahrhundert fast nur Beglaubigungsmittel für Urkunden. In Deutschland bestanden sie meist aus Wachs, das in den späteren Jahrhunderten des Mittelalters vielfach gefärbt wurde; der Siegellack und die Oblaten tauchen erst seit dem 16. Jahrhundert auf. Zuerst bediente sich der Siegelung die königliche Kanzlei, die für den Gebrauch feste Regeln ausbildete. Seit dem 10. Jahrhundert schlossen sich die geistlichen Fürsten dem Brauche an, seit dem 11. Jahrhundert auch die weltlichen, und es ist natürlich, daß die in der königlichen Kanzlei beobachteten Regeln für die Kanzleien der einzelnen Fürsten vorbildlich wurden. Seit dem 12. Jahrhundert finden wir dann die Siegel ganz allgemein im Gebrauch bei Genossenschaften wie einzelnen Persönlichkeiten, und neben das Beglaubigungssiegel trat nun immer häufiger das Verschlußsiegel: zu Ausgang des Mittelalters siegelte nahezu jedermann.

Ursprünglich wurde auf das Siegel der Kopf desjenigen gesetzt, der es führte, aber in der Karolingerzeit, die eine technische Fertigkeit für Herstellung eines Porträtkopfes noch nicht besaß, griff man zu dem Ersatze antiker Gemmen. Karl der Große bediente sich des Kopfes des Kaisers Kommodus oder des Jupiter Serapis, und auch das Siegel König Ludwigs des Deutschen auf einer Urkunde von 864 (Abb. 34) stellt noch einen römischen Imperator dar, der erst durch die Umschrift † XPE PROTEGE HLVDOICVM REGEM (Christe, schütze König Ludwig) zu einem Porträtkopf gestempelt wird, doch darf man annehmen, daß sich unter den Siegelköpfen dieser Zeit schon Porträts befinden. Sicher haben wir es aber bei den eigentlichen Kaiser- oder Thronsiegeln der Ottonen-, Franken- und Staufenkaiser, von denen das Siegel Kaiser Heinrichs III. auf einer Urkunde von 1046 hier als Beispiel gegeben sein mag (Abb. 35), mit Porträtwerken zu tun, die freilich mehr mit Andeutungen arbeiten, denn zu einer wirklich künstlerischen Darstellung aufsteigen. Die Umschrift: † HEINRICVS TERTIVS $\overline{\text{DI}}$ $\overline{\text{GRA}}$ REX (Heinrich III. von Gottes Gnaden König) macht kenntlich, daß das Siegel noch

aus der Königszeit stammt, denn die nach der Kaiserkrönung am 25. Dezember 1046 verwandten Siegel Heinrichs tragen die Umschrift „Imperator". Im übrigen schließen sich diese Kaisersiegel den römisch-byzantinischen Vorbildern an, auf die auch die Miniatur Kaiser Ottos III. (Abb. 29) zurückgeht: der Kaiser wird als weltlicher Herr der Christenheit mit den Insignien seiner Macht dargestellt.

Fürstliche Siegel, die die ganze oder halbe Figur des Siegelführers zeigen, haben sich nur vereinzelt erhalten, vielmehr ist das Wappensiegel die eigentliche Schöpfung des Fürstenstandes und Adels seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Abb. 36 und 37 geben das Siegel des Grafen Berthold von Henneberg von 1323 und das Bussos I. von Lobdaburg von 1315 wieder. Das letztere beweist zugleich, wie mit dem Eindringen des Wappens als Siegelbild sich die Form des Siegels änderte, wennschon die Rundung auch jetzt die übliche blieb. Die Siegel der geistlichen Fürsten behielten länger die Art der Kaisersiegel bei. So zeigt das Siegel des Bischofs Rudolf von Merseburg von 1242 (Abb. 38) die Gestalt des Bischofs im Pontifikalgewand, die Mitra auf dem Haupte, mit der einen Hand den Bischofsstab, mit der andern ein offenes Buch haltend. Von den vielen andern Siegeln sei allein ein Städtesiegel gebracht. Abb. 39 stellt das große Siegel der Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen dar, das aus der Zeit um 1250 stammt. Das Mauerwerk mit den zwei flankierenden Türmen und dem Stadttor kennzeichnet Mühlhausen als Stadt im mittelalterlichen Sinne der Privilegierung, die thronende Figur des Kaisers auf den Zinnen weist auf den reichsstädtischen Charakter hin, und die Umschrift SIGILLUM MULEHVSENSIS CIVITATIS IMPERII (Siegel der Reichsstadt Mühlhausen) gibt dem Siegelbilde die Bestätigung.

3. Rechts- und Gerichtswesen. (Abb. 40—44.)

Die Entwicklung von Recht und Rechtsprechung steht in engem Zusammenhang mit der allgemeinen staatlichen Entwicklung. Ursprünglich war der König der alleinige Richter im Reiche und nur weil er selbst nicht überall richten konnte, waren Vertreter mit der Ausübung des Rechtes beauftragt; das ist auch noch die Rechtsauffassung des Sachsenspiegels. Das Reichshofgericht und die Landgerichte waren die Organe dieser königlichen Gerichtsverfassung. Aber mit der fortschreitenden territorialen und landesherrlichen Gestaltung ging die Einheitlichkeit des Rechtswesens zugrunde, und während des 13. Jahrhunderts gelang es allen bedeutenden Fürsten sich in den Besitz der Gerichtshoheit zu setzen, nachdem die Herzöge und Markgrafen sich schon früher der königlichen Bannleihe entzogen hatten. Eine weitere Zersetzung der einheitlichen Gerichtsorganisation bewirkte die Ausbildung eigener geistlicher und städtischer Gerichte, so daß in den letzten Jahrhunderten wie für die staatlichen so auch für die rechtlichen Verhältnisse weitestgehende Zersplitterung herrschte. Die Aufnahme des römischen Rechts steigerte schließlich noch diese Verwirrung im deutschen Rechtsleben.

Für die Zeiten des frühen Mittelalters fehlen bildliche Darstellungen aus dem deutschen Rechtsleben nahezu völlig. Nur die Zeichnungen der Bilderhandschriften des Sachsenspiegels gewähren einen, bei der primitiven Technik der Illustration freilich wenig plastischen Einblick (Abb. 234, 236, 238). Sie sollen den Text des Rechtsbuchs dem Leser anschaulich machen und begleiten die Rechtssätze von Paragraph zu Paragraph. Unsere Bilder behandeln die den rechtlichen Bestimmungen unterworfenen Begebenheiten des bäuerlichen Lebens und überall tritt uns auch hier die Neigung zur Symbolisierung entgegen. Attribute, Kleidung, Haltung und zumal Sprache der Geberden und Hände sind bestimmt, die Handlung zu verdeutlichen.

Dagegen tritt uns in Abb. 40 und 41 der Vorgang der Rechtsprechung in dem der Wirklichkeit entsprechenden Verlaufe klar entgegen, aber die dargestellten Gerichtsverhandlungen gehören sehr verschiedenen Rechtsverhältnissen zu. Die Gerichtssitzung Abb. 40 führt uns in den Bereich des Stadtgerichtes. Wir sehen den Schultheißen oder Amman, den mit der niederen Gerichtsbarkeit betrauten Stadtrichter, der lediglich den Prozeß leitet und später das Urteil verkündet und zur Exekution bringt, in lebhafter Zwiesprache mit Zeugen und Angeklagten. Jenseits der Schranken befinden sich die Schöffen, bzw. die größere Gerichtsgemeinde, die das Urteil zu „finden" hat: all das schließt sich zu dem demokratischen Rechtsverfahren zusammen, das einem einheitlichen und gleichen Gerichtsstand des Bürgertums entsprach. Ganz andern Charakter hat der in Abb. 41 geschilderte Vorgang. Hier haben wir es nicht mehr mit dem Laienschöffentum zu tun, vielmehr vereinigt ein gelehrtes Richterkollegium jetzt die Funktionen des einstigen Richters und der ehemaligen Urteilsfinder. An Stelle des alten deutschen Rechts hat das von Italien her vermittelte und durch den Anteil der Geistlichkeit geförderte Römische Recht Eingang gefunden, das den juristischen Berufsstand geschaffen hat. Die aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts stammende Bambergische Halsgerichtsordnung, deren Bildbeigaben wir unsere Abbildung entnommen haben, ist ein auf der neuen Grundlage aufgebautes Strafprozeßgesetz; von fürstlicher Seite geschaffen ist es das Vorbild der von Kaiser Karl V. erlassenen „Carolina" geworden, die römisches und deutsches Recht zum erstenmal zu einer Einheit verbindet. Zur Verkündigung des Gerichtsurteils, das hier dargestellt ist, mag jene andere Rechtshandlung herangezogen sein, die Abb. 107 wiedergibt: das Inventar eines flüchtigen Verbrechers, der des Eigentums an seiner Habe verlustig gegangen ist, wird in dessen Wohnung von einem Richter und Schreiber aufgenommen.

Vor allem im Bilde zugänglich ist uns die mittelalterliche Strafjustiz, die sich unter dem Einflusse der Landfriedensgesetze im Laufe der Jahrhunderte ausgestaltete. Auf Abb. 42 sind die verschiedenen Arten Strafen zusammengestellt, und wir gewinnen einen Begriff von der Grausamkeit der mittelalterlichen Strafjustiz, die mit der Zunahme roher Gesinnung und Betätigung seit dem 13. Jahrhundert immer schärfere Formen annahm. Die Hinrichtung durch Feuertod, durch den Strang, die Blendung, das Abhacken der Hand, die Räderung, die Enthauptung, die Stäupung, die Stellung an den Pranger, die Hinrichtung durch Ertränkung und durch Vierteilung: all das wird uns vor Augen geführt. Jede dieser Strafen entspricht bestimmten Straftaten, deren Geringfügigkeit nach unsern Begriffen häufig in keinem Verhältnis zur Höhe der Strafe steht. Aber der mittelalterliche Mensch war so erfüllt von der Gerechtigkeit dieser Strafjustiz, daß eine besonders grausame Anwendung auch als eine besonders hervorragende Tat gepriesen werden konnte. Seit dem 14. Jahrhundert wurde aus den romanischen Ländern auch die Folter eingeführt und fand mit der Durchsetzung des römischen Rechts eine immer gesteigerte Anwendung. Freilich hat nicht mehr das Mittelalter sondern

erst das 16. und 17. Jahrhundert die höchste Entfaltung des Folterwesens gesehen, auch die Mehrzahl der uns erhaltenen, teilweise mit einer Art Raffinement ausgeklügelten Folterwerkzeuge entstammt dieser nachmittelalterlichen Zeit. Abb. 43 zeigt neben einer Reihe von Strafwerkzeugen (dem Schwert, Strang, Stock, Rad, der Rute usw.) mehrere solche Folterapparate; nähere Mitteilungen wird der zweite Teil des Atlas bringen.

Eine besondere Rolle im mittelalterlichen Gerichtswesen spielen die Femgerichte, die lange Zeit mit einem geheimnisvollen Schleier umwoben waren. Zunächst nur Reste der königlichen Landgerichte darstellend, gelang es ihnen, nochmals die alte mächtige Stellung des Schöffentums zum Leben zu rufen, weit über ihren westfälischen Ursprung hinaus Geltung zu erlangen und schließlich geradezu als Reichsgerichte angesehen zu werden. Unsere Abb. 44 stellt indessen keine regelrechte Femgerichtssitzung dar, an der der Freigraf und mindestens sieben Schöffen zu fest anberaumten Stunden mitwirkten, sondern gibt eine sog. „Notverhandlung" wieder, die an Ort und Stelle der Tat eingeleitet wurde und an der drei Richter teilnahmen. Das auf dem Tisch liegende blanke Schwert weist auf das mit Scheu und Furcht hingenommene blutige Wirken der Feme, deren Übergriffe seit der Mitte des 15. Jahrhunderts von Fürsten und Städten energisch bekämpft wurden und noch vor Ausgang des Mittelalters zu einer völligen Zurückdrängung führten.

4. Kriegswesen und Bewaffnung. (Abb. 45—58.)

Das mittelalterliche Kriegswesen wurde bestimmt durch das Lehnswesen. Während die karolingischen Herrscher über den allgemeinen Heerbann verfügt hatten, waren seit dem 10. Jahrhundert fast nur noch die Lehnsträger zum Kriegsdienst verpflichtet. Die königlichen Lehnsleute wurden im Kriegsfall zum Heeresdienst aufgeboten, während diese ihrerseits die von ihnen abhängigen Mannen riefen, und je nach dem Umfang des Lehens war der Umfang der Kriegsleistung bemessen. Durch Privilegien verschiedener Art wurde diese Lehnsverpflichtung noch eingeschränkt, und meist wurden auch nur die dem Feinde benachbarten Gebiete herangezogen.

Auch die Zusammensetzung des Heeres und die Kriegsausrüstung des einzelnen Mannes nahm unter der Einwirkung der veränderten Heeresverfassung gegenüber der karolingischen Zeit einen völlig neuen Charakter an. Durchaus im Vordergrund stand die Reiterei, die dem Wesen des Lehnsaufgebots entsprach und allein auch den Anstrengungen der über weite Räume sich erstreckenden Kriegszüge gewachsen war. Das Fußvolk, das von den Bürgern und Bauern gestellt wurde, trat ganz zurück und spielte nur in der lokalen Verteidigung eine Rolle, und die Berührung mit den leichten Reitervölkern der Ungarn, Mongolen und Sarazenen, die es zu bekämpfen galt, förderten die Entwicklung. Dieses Zusammentreffen mit Gegnern, die in der Bewaffnung vielfach überlegen waren, wurde zugleich bestimmend für die Veränderungen des

abendländischen Waffenwesens, und die Verbesserung der Hieb- und Stoßwaffe stand mit der Vermehrung des Schutzes in ständiger Wechselwirkung. Ein völliger Umschwung im Heereswesen erfolgte indessen im 15. Jahrhundert mit dem Aufkommen der Söldnertruppen, die das Ritterheer verdrängten und den Wert des Fußvolkes steigerten. Dagegen hat die Einführung der Schußwaffen erst in späterer Zeit tiefere Wirkung geübt.

Die beiden ersten Abbildungen zeigen das Kriegswesen und die Bewaffnung der eigentlichen Kaiserzeit. In Abb. 45 ist der Kampf zwischen Kaiser Heinrich IV. (Heinricus senior) und seinem aufrührerischen Sohne Heinrich (junior) dargestellt; der Vorgang gehört den ersten Jahren des 12. Jahrhunderts an, das Bild jedoch ist 100 Jahre jünger. So unplastisch uns der Kampf auch in der technisch ungewandten Darstellung vor Augen tritt (der Zeichner vermochte den trennenden Fluß nur durch den von oben nach unten laufenden Streifen wiederzugeben), so deutlich erkennen wir die Ausrüstung der kämpfenden Ritter. Den Oberkörper bedeckt ein aus Ringen geflochtenes, biegsames Maschenhemd, das bis an die Knie hinabreicht, auch die Arme umhüllt und nur die Hände freiläßt. In Abb. 46, die die Eroberung einer Burg wiedergibt, ist dieser Kettenpanzer noch weiter entwickelt. Er bedeckt die Hände und mit den sog. Ringelhosen (Isergolzen) auch die Beine, und eine gleich gearbeitete Kapuze (Halsberge) ist über den Kopf gezogen, während die Nase noch durch das in der Hohenstaufenzeit übliche Nasenblech geschützt wird. Der Helm aus Eisenblech ist glocken- oder kegelförmig, der Schild halbmannshoch und von spitz-ovaler Gestalt; das entspricht der gewöhnlichen Ausrüstung. Als Waffen dienen die Lanze, das Schwert, das die Deutschen besonders geschickt zu handhaben wußten, das im Falle unserer Abbildungen freilich nicht im Gebrauch ist, und die Streitaxt. Wenn man bedenkt, daß die für das Maschenhemd erforderliche Unterpolsterung aus mehreren Stücken bestand, so kann man sich vorstellen, welcher Übung es bedurfte um in dieser hemmenden Bewaffnung die Beweglichkeit zu behalten.

Ein ungleich anschaulicheres Bild einer Ritterschlacht gibt uns Abb. 47. In aller Unmittelbarkeit tritt uns hier die Zeit vor Augen, da die Ritter des Abendlandes das Kreuz nahmen, um als Mannen Christi das heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen zu befreien. Dem Stoffe nach ist es ein sagenhaftes Ereignis des Altertums, das Boccaccio mit der Vorliebe des Humanisten für antike Gegenstände im 14. Jahrhundert dichterisch behandelte; der Sache nach aber ist es ein Vorgang, wie er sich an der Küste des heiligen Landes abgespielt haben mag, wenn die Kreuzfahrer den Schiffen der Venezianer und Genuesen entstiegen und sich mit Ungestüm auf den Feind stürzten, der ihre Landung zu verhindern suchte. Im Sinne der Bewaffnung stellt das Bild, das dem 14. Jahrhundert angehört, ein späteres Stadium dar. An Stelle des Kettenhemdes ist der Plattenpanzer getreten; er besteht aus dem Harnisch, der den eigentlichen Oberkörper schützt, sowie aus Arm- und Beinschienen, die im 15. Jahrhundert durch Geschiebe zusammengeschlossen werden. Noch hat sich der Topfhelm erhalten, wennschon er jetzt die Form des Eisenhutes angenommen hat; auch der Schild ist geblieben, ist aber kleiner geworden und nähert sich der im 15. Jahrhundert üblich werdenden Tartsche. Neben Lanze und Schwert ist jedoch die Armbrust getreten, die man eben durch die Kreuzzüge kennen gelernt hatte.

In die letzte Phase mittelalterlichen Kriegswesens führt uns dann Abb. 48. Wir befinden uns in der Zeit Maximilians I., am Ende eines über das 15. Jahrhundert sich hinziehenden Umschwungsprozesses. In demselben Ver-

hältnis wie im sozialen Leben überhaupt eine demokratische Strömung Boden gewann, demokratisierte auch das Heerwesen, und seitdem die Bauernheere der Schweizer und Hussiten große Ritteraufgebote niederwarfen, nahm auch in Deutschland das Fußvolk an Bedeutung zu. Auch die Einführung der Feuerwaffen sprach mit. Aus dem Nahkampf wurde ein Fernkampf, aus dem Einzelkampf im Sinne des Turniers ein Kampf der Massen. Noch hielt man im ganzen an der alten Bewaffnung fest, ja diese wurde infolge der größeren Wirkung der Wurfgeschosse zunächst nur noch schwerer. Auch die Pferde wurden während der spätmittelalterlichen Jahrhunderte völlig in Eisen gehüllt, aber das Fußvolk, das mehr und mehr zur Söldnertruppe wurde und am Ausgang des Mittelalters den Charakter der Landsknechte annahm, trug nicht mehr die Panzerrüstung, die gegen das neue Geschütz in keiner Weise schützte. Die der „Ehrenpforte" Maximilians I. entnommene Darstellung (Abb. 48) zeigt deutlich den Charakter dieser spätmittelalterlichen Kampfesweise. Gegen die belagerte Festung haben die schweren Pulvergeschütze ihre Schuldigkeit getan. Die ersten Trupps der Landsknechte sind im Begriff durch die Bresche in die Stadt zu dringen. Im Vordergrunde harren die Ritter in schwerer Rüstung hoch zu Roß mit gewaltigen Turnierlanzen und die Landsknechte in malerischem Wams mit aufgestelltem Setzschild, um gegebenenfalls an dem Sturme teilzunehmen.

Die folgenden Abbildungen führen eine Reihe von Rüstungen und Waffen unter dem Gesichtspunkt der technischen Ausführung vor, auf die in Deutschland eine besondere Liebe und Sorgfalt verwandt wurde, wie denn das deutsche Waffenschmiedehandwerk bis in das 17. Jahrhundert das höchststehende Europas war. Abb. 49 zeigt drei gotische Kampfharnische aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Zu dem schon Ausgeführten sei hier noch auf die mit ausgesuchtem Raffinement gearbeiteten Visierhelme hingewiesen, auf die überaus kunstvoll gefertigten Handschuhe mit den feingliedrig ineinander geschobenen Fingern und Knöchelwülsten sowie auf die Schnabelspitzen der Eisenschuhe, die einer Modetorheit des 15. Jahrhunderts huldigen. Noch deutlicher tritt uns die hohe Technik der Waffenkunst in der Prunkrüstung entgegen, in der Hans Burgkmair, der Augsburger Meister, Kaiser Maximilian I., „den letzten Ritter", dargestellt hat (Abb. 50). In diesem kraftvollen, echt deutschen Werk, das den ritterlichen Herrscher in reichster Rüstung und sein Streitroß in blinkender Panzerung vor einer herrlichen Renaissancearchitektur als eine majestätische Einheit hinstellt, erscheint uns die Zeit des deutschen Rittertums noch einmal eindrucksvoll zusammengefaßt.

Auf der folgenden Tafel sind einige Beispiele von Waffen zusammengestellt. Die Abb. 51 und 52 zeigen, wie kunstvoll die Schilde gearbeitet waren. Das Tartschenschild, das dem Rathause von Schongau entstammt, trägt das Stadtwappen; die Weberzunft von Deggendorf, die einst das Setzschild geführt, hat sich mit einer geschmackvollen ornamentalen Verzierung begnügt. Das dem 12. Jahrhundert angehörende Schwert (Abb. 53) wird durch seine lediglich auf den praktischen Zweck gerichtete Schlichtheit gekennzeichnet; es ließen sich damit wohl kräftige „Schwabenstreiche" führen. Die Hellebarde des späteren Mittelalters (Abb. 54) mit Klinge, Spitze und Schnabel war zugleich für Hieb, Stich und Stoß geeignet und ging namentlich in den Gebrauch des Fußvolks über. Der Morgenstern (Abb. 55), der mit dem kurzstieligeren ritterlichen Streitkolben verwandt ist, war eine besonders beliebte Volkswaffe und vermochte mit seinen Stacheln und Nägeln wohl einen Helm oder Harnisch zu zerschmettern. Die Steitaxt schließlich (Abb. 56) war nicht nur eine gute Hiebwaffe sondern konnte auch zur Beseitigung sonstiger Hindernisse verwandt werden, wie es beispielsweise Abb. 46 zeigt.

Noch einige Worte über das mittelalterliche Geschützwesen oder „Ant-

werk", wie es in der damaligen Zeit hieß, das vor allem bei Belagerung von Burgen und Städten gebraucht wurde. Im ganzen ruhte die Technik auf römischer, zum Teil von Byzantinern und Sarazenen neu vermittelter Grundlage. Man suchte in die Mauern Breschen zu schießen und durch Angriffsmaschinen, die man an die Mauer heranschob, den Fernkampf zum Nahkampf zu machen, aber trotz aller Rekonstruktionsversuche sind wir im einzelnen über Bau und Anwendung dieser Kriegswerkzeuge nur schlecht unterrichtet. Von den wenigen erhaltenen Geschützen bietet Abb. 57 ein gutes Beispiel. Diese armbrustartige Wurfmaschine, von deren Größe der mit photographierte Maßstab von zwei Metern einen Begriff gibt, dürfte geradezu nach dem Muster einer Armbrust gearbeitet sein, die im Laufe des 12. Jahrhunderts in Deutschland eingeführt wurde, und ist ganz in der Art einer solchen, d. h. durch Spannen des Bogens aus Fischbein und Abschnellen des Geschosses in Tätigkeit zu denken. Sie befand sich einst auf der Plattform des Berchfrits der Burg Gersdorf, die mit ihrem Herrn, dem gefürchteten Grafen Albrecht von Regenstein, 1336 den Quedlinburgern in die Hände fiel. In den späteren Jahrhunderten gelangte man zu einer fortgeschritteneren Technik, die außerordentlich an das Geschützwesen der Römerzeit erinnert. Als Beispiel dieser beachtenswerten Wurfmaschinen diene die in Abb. 58 wiedergegebene Rekonstruktion einer Blide durch den französischen Architekten Viollet-le-Duc, der sich dem Studium der mittelalterlichen Geschütze aufs eifrigste gewidmet hat. Es ist eine Schleuder, die große Steine über weite Entfernungen zu werfen vermochte. Das Gegengewicht gegen den Schleuderhebel bildet ein schwebender schwerer Steinkasten; in unserm Falle sind dazu Spannseile zwischen Hebel und Schleuder angenommen, die kurz oder lang geknüpft den Wurfpunkt verschieben.

Die Feuergeschütze, die seit dem zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts in Deutschland auftauchten, spielten in der mittelalterlichen Zeit nur eine untergeordnete Rolle. Da auch sie nur Steine warfen, waren sie dem „Antwerk" kaum überlegen, und ihre erfolgreiche Benutzung machte nur äußerst langsame Fortschritte. Den frühen Typus dieser kunstvoll ausgeschmückten Broncekanonen zeigt deutlich Abb. 48; die Fahrbarkeit auf Rädern ist erst eine Errungenschaft aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. Noch weniger kam man in der Handhabung der Handfeuerwaffe vorwärts; über sie braucht in diesem mittelalterlichen Teil nicht gesprochen zu werden.

5. Münzen. (Abb. 59—67.)

Unter drei Gesichtspunkten läßt sich das Münzwesen betrachten: unter dem staatlichen, wirtschaftlichen und künstlerischen, jedoch der staatliche ist der wichtigste. Von der Zeit der Römer bis auf den heutigen Tag ist die Münzhoheit eine wichtige Äußerung der Staatsgewalt gewesen. Auch das Mittelalter betont diesen Charakter des Münzmonopols und Münzregals, aber wie alle staatlichen Hoheitsrechte ist auch die Münzhoheit im Laufe der Jahrhunderte an die staatlichen Einzelgewalten übergegangen und allmählich geradezu zu einem Zubehör der Landeshoheit geworden. In demselben Verhältnis wurde das Münzwesen mehr und mehr zu einer Einnahmequelle und in Zeiten staatlichen und wirtschaftlichen Niedergangs war Verschlechterung des Metalls und der Prägung die be-

dauerliche Begleiterscheinung dieser Entwicklung, die durch immer neue Reichsgesetze niemals recht aufgehoben werden konnte.

Wie alle staatlichen und kulturellen Einrichtungen übernahmen die Karolinger auch das Münzwesen von den Römern. Der in einer rheinischen Münzstätte Sennes (die nicht identifiziert werden kann) zwischen 781 und 800 geprägte Denar Karls des Großen (Abb. 59a und b) schließt sich künstlerisch ganz der uns bekannten merowingischen Schmuckornamentik an (vgl. Abb. 21); es ist durchaus der aus der römischen Kaiserzeit stammende Silberdenar, nur mit verändertem Münzfuß. Mit dem Prägen von Goldmünzen hörte man wegen des Metallmangels nahezu ganz auf, und auch unter den ottonischen und salischen Kaisern hielt man an diesen zweiseitig gestempelten silbernen Dickmünzen fest, nur daß neben der Reichsmünze die schlechter und schlechter werdende Lokalmünze Verbreitung gewann.

Eine Wendung in der Münzentwicklung erfolgte um die Mitte des 12. Jahrhunderts. Der zunehmende Mangel an Edelmetall und das Bestreben, künstlerischere Münzbilder zu erzielen, führte zur Herstellung von silbernen Hohl-Blechmünzen, die sich von den Gebieten des Harzes und Thüringens über ganz Niederdeutschland verbreiteten, während Oberdeutschland an der Dickmünze festhielt. Das Kennzeichen dieser sog. Brakteaten ist die einseitige Stempelung, die ein technisch feineres Gepräge ermöglicht, so daß die Rückseite nur eine Vertiefung aufweist; das Münzbild ist meist eine Porträtdarstellung. Unsere Abbildungen lassen diesen Charakter gut erkennen, zugleich auch die schnell einsetzende Verschlechterung der Ausführung. Der Brakteat des Bischofs Ulrich von Halberstadt und des Markgrafen Albrecht des Bären mit seiner sauberen und reichen Detailarbeit (Abb. 62) stellt ein frühes dem Ursprungsgebiete angehöriges Beispiel dar (zwischen 1150 und 1170), während der aus dem Ende des 12. Jahrhunderts stammende, in der Münzstätte zu Altenburg hergestellte Brakteat Kaiser Heinrichs VI. oder Friedrichs I. (Abb. 60) sowie derjenige einer Äbtissin von Quedlinburg, der zu Anfang des 13. Jahrhunderts in der Münze zu Weida geprägt wurde (Abb. 61), bereits einen Rückgang der Technik zeigen. Es sei dabei auf die Peinlichkeit hingewiesen, mit der die Attribute der dargestellten Persönlichkeiten wiedergegeben sind: Mitra und Stab des Bischofs; Fahne und Schwert des Markgrafen; Krone, Szepter und Apfel des Kaisers; Palme, Buch und geperlter Schleier der Äbtissin. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts kamen die hohlen Silbermünzen wieder außer Gebrauch und hatten nur in den Hohlpfennigen, von denen in dem niederdeutschen Pfennig (Abb. 63) ein Beispiel vorgeführt sei und gegen deren Verschlechterung man sich durch die Einführung der Groschen (= Grossi, Dickpfennige) zu schützen suchte, bis ins 16. Jahrhundert fort. Übrigens war neben dem Pfennig der nach dem bekanntesten und vielleicht frühesten Prägeort Hall in Schwaben genannte Heller (= ½ Pfennig) die verbreitetste Scheidemünze des späteren Mittelalters. Wie der Franfurter Heller Kaiser Wenzels (Abb. 64a und b) erkennen läßt, war er zweiseitig gestempelt und trug auf der Vorderseite das Reichswappen. Ursprünglich aus Silber wurde er später auch aus geringerem Metall hergestellt.

Eine tiefgreifende Neuerung brachte die Einführung der Goldgulden, die auf dem Wege der durch die Kreuzzüge belebten Handelsbeziehungen aus dem Orient nach dem Abendland kamen und zuerst in den romanischen Ländern, namentlich in Florenz (danach der Name „Florin“ und die Abkürzung „Fl.“) hergestellt wurden, um seit der Mitte des 14. Jahrhunderts auch auf deutschem Boden Aufnahme zu finden. Vergeblich suchten die Kaiser wenigstens die Goldprägung dem Reiche vorzubehalten; auch sie ging schnell in die Gerechtsame der Landesherrn über, die in mehr oder minder starken

Ungleichheiten den Goldgulden nachprägten. Während das aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts stammende Exemplar des Hochmeisters des deutschen Ordens Heinrichs von Plauen vom Vorbilde energisch abgeht, indem auf der Vorderseite die große Figur des Hochmeisters, auf der Rückseite die gekrönte Jungfrau mit dem Jesuskinde dargestellt wird (Abb. 66a und b), lehnt sich das Lübecker Stück aus der Mitte des 15. Jahrhunderts mit der Figur Johannes des Täufers auf beiden Seiten mehr an das florentiner Muster an (Abb. 65a und b), denn eben diese Figur ist dessen eigentliches Kennzeichen. Seitdem ist die Goldprägung ununterbrochen fortgesetzt worden, aber zu einer Herrschaft im Sinne der Goldwährung ist es keineswegs gekommen; nicht einmal gelang es die größere Zahl der kursierenden Silbermünzen zu dieser neuen Goldmünze in ein geregeltes Verhältnis zu bringen. Diesen Ausgleich schaffte erst der Taler, der dem Werte des Goldguldens in Silber entsprechen sollte und daher anfangs Guldengroschen hieß, um erst im 16. Jahrhundert nach der damals wichtigen Münzstätte Joachimsthal in Böhmen den gebräuchlicheren Namen anzunehmen. Der Silbertaler Herzog Albrechts von Sachsen von 1490 (Abb. 67a und b) zeigt mit dem feingearbeiteten wettinischen Wappen auf der Vorderseite und dem geschmackvollen ornamentalen Schmuck auf der Rückseite, an dessen Stelle später das fürstliche Porträt trat, die in dieser Zeit erreichte bedeutende Steigerung des technischen Könnens, und mehr als in den mittelalterlichen Jahrhunderten wurden in den folgenden nun die Münzen zugleich der Ausdruck höchster Kunstfertigkeit, während die Güte des Metalls auch weiterhin großen Schwankungen ausgesetzt blieb. Einen guten Eindruck von der handwerksmäßigen Herstellung der Münzen in spätmittelalterlicher Zeit gibt Abb. 217. Die wichtigste Handlung ist der Gebrauch des Prägestempels, der bis ins 16. Jahrhundert mit dem Hammer gehandhabt wurde.

6. Verkehrswesen. (Abb. 68—75.)

Auf keinem Gebiete wohl steht das Mittelalter dem Altertum derart nach wie auf dem Gebiete des Verkehrswesens. Während die Römerstraßen unverwüstlich den Zeiten trotzten und noch heute unsere Bewunderung erregen, haben die Menschen des Mittelalters nur wenig zur Erleichterung des Verkehrs getan. Zwar waren Wasser- wie Landstraßen überall von königlichen und landesherrlichen Zollstätten besetzt, aber für die Pflege dieser Verkehrsadern und für die Sicherung des Verkehrs geschah fast nichts. Nur da wo man Römerstraßen in Benutzung nehmen konnte, waren die öffentlichen Wege in gutem Zustande; sonst befanden sie sich trotz mancher Verordnung in übelster Verfassung: es ist zu verwundern, daß sich ungeachtet aller Erschwernisse frühzeitig ein reges Leben auf diesen Straßen entwickelte und im 14. und 15. Jahrhundert sogar eine außerordentliche Entfaltung nahm. Umso lieber benutzte man die Flußläufe, die natürlichen Verbindungsstraßen, für deren künstliche Verbesserung man aber auch nahezu nichts tat.

Etwas weiter kam man in der Ausgestaltung der Verkehrsmittel. Der Verkehr spielte sich zu Fuß, zu Pferd oder seltener Esel und Maultier, zu Wagen oder zu Schiffe ab. Der Botendienst, wie ihn die Botengestalt in Ab. 72

zeigt, ist als die Veräußerung der Post aufzufassen. Der Bote übermittelte die mündlichen oder brieflichen Nachrichten, und dieser Nachrichtenverkehr nahm während der spätmittelalterlichen Jahrhunderte immer regelmäßigere Formen an, wobei der Fußbote allmählich durch den schnelleren Reiter verdrängt wurde; in der Zeit Maximilians I. setzte sich mit der Einrichtung von Staffettenlinien eine feste Postorganisation durch. Aber nicht nur den Reiter trug das Pferd und das Maultier, sondern auch den Warenballen (Abb. 71). Der Kleinhändler, der zugleich meist Handwerker war, führte seine Waren von Ort zu Ort, mit der Trommel den Landmann oder Bürger zum Kaufe einladend. Die Beförderung schwererer Lasten erfolgte auf Wagen, die anfangs mit Ochsen, in späterer Zeit vorwiegend mit Pferden bespannt waren. Im Gegensatz zum zweirädrigen Wagen des griechisch-römischen Altertums war der deutsche Wagen von alters her vierrädrig. In der Herstellung schlicht und derb weist der mittelalterliche Frachtwagen in seinen Formen schon die heute übliche Bauart auf, auch der auf dem Sattelpferd sitzende Fuhrknecht, der lustig die Peitsche schwingt, begegnet uns noch heute auf den Landstraßen eisenbahnarmer Gegenden (Abb. 68 ; dazu der Ochsenwagen auf Abb. 206). Gegen Ende des Mittelalters führte sich auch der mit Seitenwänden ausgestattete Leiterwagen ein, wie ihn Abb. 113 und 223 erkennen lassen. Schließlich gesellte sich zum Frachtwagen der Reisewagen, eine Errungenschaft der fortgeschritteneren Kultur. Zwar vollzog sich der Reiseverkehr vorwiegend zu Pferde, aber seit dem 15. Jahrhundert gelangte für Frauen, Kinder und Greise der bequemere Reisewagen in Aufnahme, während die Männer bis in jüngere Zeiten daran festhielten, die Reisen zu Pferde zurückzulegen. So unbequem der Aufenthalt in diesem zwar gefälligen aber doch primitiven federlosen Gefährt gewesen sein muß, so boten die den Boden umziehende Bretterwand und die durch Tuchplane bewerkstelligte Überdachung, willkommenen Schutz gegen die Unbilden der Witterung (Abb. 69). Erst mit der zu Beginn der Neuzeit einsetzenden Entfaltung der Reiselust gelangte man zu einer Steigerung des technischen Könnens, und die Kutschen des 16. Jahrhunderts bedeuten einen großen Fortschritt in der Entwicklung der Verkehrsmittel.

Auch in der Technik des Schiffsbaus blieb man auf einer verhältnismäßig niedrigen Stufe stehen und die Schiffahrt behielt demgemäß ziemlich einfache Formen. Aus der ältesten Zeit deutschen Schiffswesens sind uns fast keine bildlichen Darstellungen überliefert, und auch die literarischen Nachrichten sind derart kärglich, daß wir kaum imstande sind uns von der Entwicklung der Schiffstypen einen Eindruck zu verschaffen. Erst für die beiden letzten mittelalterlichen Jahrhunderte besitzen wir eine bessere Kenntnis, aber auch für sie ist das Bildermaterial nur recht mangelhaft. Auf den Flüssen vermittelten den Verkehr mit Rudern getriebene Boote und Barken; für Lastenbeförderung bediente man sich ungefügiger Kähne, wie sie Abb. 70 zeigt. Auf den großen Strömen verkehrten auch ansehnlichere Fahrzeuge in der Art unserer heutigen Schiffskähne, die entweder durch Segel fortbewegt oder auf Leinpfaden vom Ufer her gezogen wurden (Abb. 97).

Sehr viel größere Ansprüche an das nautische Können stellte die Seeschiffahrt. Abb. 73 führt uns den Typus eines Handelsschiffes vor Augen; daß es sich um ein Seeschiff handelt, deuten die Meerestiere an, die sich in den Wogen tummeln. Dieses Fahrzeug war erheblich größer als ein Flußkahn, wenn es auch noch klein genug blieb. Um es recht geräumig zu machen, baute man es möglichst dickbauchig; vorn und hinten war es rund und zum Schutze gegen die Wellen hochbordig und gedeckt. In der Mitte erhob sich ein Hauptmast mit einfachem oder doppeltem Mastkorb, und nach vorn und hinten hin waren 1—3 Nebenmaste angebracht. Vielfach konnten die Schiffe,

falls Windstille die Segel außer Gebrauch setzte, auch durch Riemen fortbewegt werden. Aber das Handelsschiff war häufig zugleich Kriegsschiff. In dieser wehrhaften Eigenschaft tritt uns auf Abb. 47 die Flotille von neun Fahrzeugen entgegen, die vor Anker gegangen sind und die Kriegsmannen an Land gesetzt haben, während drei weitere Schiffe mit vollgeblähten Segeln noch vom Meere her sich nähern.

Einen besonders klaren Einblick in den spätmittelalterlichen Schiffsverkehr gewährt uns Abb. 74. Seit dem 13. Jahrhundert nahm die Hanse die Seetradition der germanischen Vorzeit wieder auf und begründete mit großartigem Unternehmungsgeist die wirtschaftliche Herrschaft der norddeutschen Städte über die Ost- und Nordseeländer. Durch die Einführung des Kompasses im 14. Jahrhundert wurde die Küstenschiffahrt immer mehr zur Seeschiffahrt, aber die Gefahren wurden demgemäß nur umso größer, und die Gedenktafel an den Schiffbruch des Lübecker Bergenfahrers Hans Ben im Jahre 1489 redet trotz ihres durch mehrere ungeschickte Restaurationen stark zerstörten Zustandes eine vernehmliche Sprache. Wir sehen den Dreimaster an felsiger Klippe gestrandet, und während die Meereswogen schon in das zerstörte Schiff branden, sucht sich die Mannschaft durch Schwimmen und durch Hinübergleiten auf dem vom Schiff zum Riff gelegten Mastteil zu retten. Das Wrack zeigt eine Reihe interessanter Einzelheiten, wie die an der Reling angebrachten Wappenschilder der Lübecker Bergenfahrer und die hinten am Bug dicht aufgehängten lübischen Stadtschilde. Die große Zahl der an den Flanken angebrachten Kanonen beweist, wie kampfmäßig diese Handelsschiffe ausgerüstet waren. Die unversehrten Begleitschiffe draußen auf dem Meere mit ihrem Mast- und Takelwerk geben den ergänzenden Eindruck von diesem Schiffstyp der „Kogge", der als der verbreitetste der hansischen Zeit gelten darf.

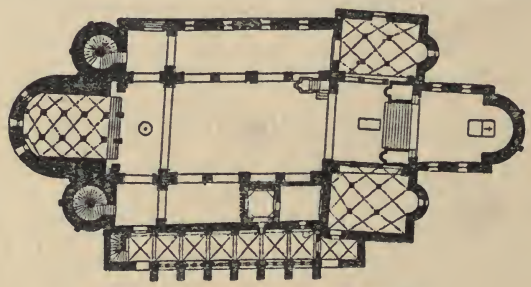
An der Kreuzung der Land- und Wasserstraßen erhob sich die Brücke, meist in der Nähe und vielfach am Eingang der dörflichen oder städtischen Siedelung. Ihrem Zweck entsprechend bewegt sich die Brückenlage vom einfachen geländerlosen (Abb. 113) oder mit Geländer versehenen Holzsteg (Abb. 112) für Personenverkehr bis zur kühn geschwungenen schmalen Brücke für Fuhrwerk (Abb. 70) und jener mit zierlichen Erkern geschmückten breiten gedeckten Brücke (Abb. 75), die der spätmittelalterlichen Stadt ein besonderes Gepräge gibt. Meist war die mittelalterliche Brücke aus Holz gearbeitet, und die steinernen Brücken, die die Ufer großer Ströme verbanden, wie die zu Regensburg, blieben Ausnahmen.

7. Kirchliche Bauten. (Abb. 76—83.)

Die hier behandelten Jahrhunderte mittelalterlicher Kultur umfassen die beiden Perioden des romanischen und gotischen Stils, die sich um die Mitte des 13. Jahrhunderts in Deutschland ablösen. Die Bezeichnung der älteren Kunstperiode als romanische ist einigermaßen irreführend, denn sie erstreckt sich keineswegs nur auf die Gebiete der romanischen Völker, aber sie weist richtig darauf hin, daß der Stil auf römisch-antike Grundlagen zurückgeht, und wie man im Hinblick auf neuere kunstgeschichtliche Forschungen betonen muß, ebenso auf ost- wie auf weströmische. Überall gibt das Altertum den Ausgang, aber mit freiwaltender Phantasie wird das Schönheitsideal umgestaltet und nationalen Anschauungen an-

gepaßt. Ihren hervorragendsten Ausdruck hat die romanische Kunst auf dem Gebiete der kirchlichen Architektur gefunden, die zahlreichen Kirchenbauten des 10.—13. Jahrhunderts in Deutschland gehören ihr sämtlich zu. Während der Rund- oder Zentralbau auf deutschem Boden ganz zurücktritt, wird die im Grundriß des lateinischen Kreuzes gebaute altchristliche Basilika das allein geltende Bauvorbild, das in einer Reihe lokaler und provinzialer Bauschulen ausgestaltet wird.

Zunächst lag die Baukunst durchaus in den Händen der Geistlichkeit, namentlich der Mönche. Sie waren die eigentlichen Verbreiter des Steinbaus, der seit dem 9. und 10. Jahrhundert den Holzbau endgültig verdrängte, und setzten die Traditionen des Altertums fort. Aber fast ausschließlich diente diese kirchliche Baukunst der Kirche. Im Auftrage der hohen Geistlichkeit, der Bischöfe oder Erzbischöfe entstanden die Dome (Abb. 77 und 92), für die Orden die Kloster- oder Stiftskirchen (Abb. 76 und 86), und erst später folgte das emporsteigende Bürgertum mit der Errichtung von Stadtkirchen (Abb. 78). Erst damals traten die Mönche als Baukünstler zugunsten der Laienbauhandwerker zurück, die sich seit dem 13. Jahrhundert fachmännisch-zünftig organisierten, doch steht dieses Aufkommen eines städtischen Baugewerbes in keinerlei Zusammenhang mit dem Eindringen der Gotik. Die Burgkapellen waren nur selten selbständige Bauten, wurden vielmehr meist in die Reihe der Wohngebäude hineinbezogen. Auch die Dorfkirchen sind nur als Teile der Dorfarchitektur aufzufassen, wurden übrigens erst in der späteren Zeit des Mittelalters aus Stein errichtet.



Grundriß der Stiftskirche zu Gernrode.

Ein charakteristisches Beispiel mittelalterlicher Basiliken ist die Kirche des von Markgraf Gero 961 gegründeten Frauenstifts Gernrode am Harz (Abb. 76), das alle Merkmale des romanischen Baustils aufweist: das Lang- und Querhaus mit Ostchor und zwei flankierenden Türmen im Westen, das Ganze im (schief-) quadratischen Grundriß, der Aufbau unter starker Betonung der horizontalen Linie. Das Langhaus setzt sich aus dem überhöhten Mittel-

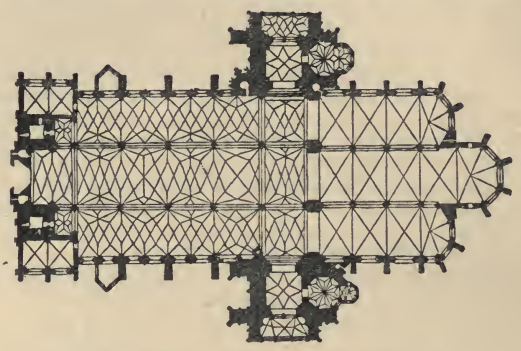
schiff und aus zwei Seitenschiffen zusammen; dem nördlichen ist der südliche Teil des Kreuzgangs vorgelagert. An dem Schnittpunkt von Lang- und Querhaus erhebt sich der sog. Vierungsturm oder Dachreiter; das Licht fällt durch Fenster, die in den oberen Wandflächen angebracht sind, in das Innere. Der Chor im Westen zwischen den Türmen ist erst im 12. Jahrhundert angebaut worden und widerspricht der üblichen Bauweise, die an diese Stelle den Haupteingang zu setzen pflegt. Typisch sind dagegen die zierlichen Rundbogenfenster, die an den Türmen durch eine gefällige Säule zu einem Fensterpaar werden, und die um das ganze Mauerwerk laufenden Rundbogenfriese. — Einen guten Einblick in den Aufbau einer romanischen Kirche gewährt auch Abb. 86.

Das Innere einer romanischen Kirche zeigt uns die Innenansicht der Klosterkirche von Amelungsborn (Abb. 80) mit ihrem für die sächsischen Gebiete üblichen Wechsel der Stützen (abwechselnd Säulen und Pfeiler), die durch schwere Bogen verbunden sind, den schlichten Säulenkapitellen, der Malerei, die die breiten Wandmassen füllt, der flachen Decke und den Rundfenstern. Der abschließende Chor gehört bereits dem gotischen Stile an und bringt mit seinen in die Höhe strebenden Architekturteilen, den feinen Stützen, den Spitzbogen, dem hohen Glasfenster und der luftigen Wölbung eindrucksvoll den völlig anders gearteten Charakter der gotischen Kunst zur Geltung.

Die folgenden Abbildungen führen uns in den Bereich des gotischen Stils, jener Kunstform, die von den Italienern mit dem Namen der barbarischen Zerstörer des alten Rom bezeichnet wurde und letzten Endes als eine Äußerung germanischen Wesens angesehen werden kann. Mehr als alle sonstigen Werke erschließen uns die Wunderbauten der gotischen Dome den innigen Zusammenhang zwischen mittelalterlicher Weltanschauung und Kunst. Mochten auch praktische Gesichtspunkte dahin drängen, an die Stelle der Gebundenheit des quadratischen Grundrisses die Freiheit der Bauanlage, an die Stelle der feuergefährlichen Holzdecke den sicheren Gewölbebau treten zu lassen: den eigentlichen Antrieb für diese Auflösung der schweren Formen zugunsten der in die Höhe weisenden Tendenzen gab doch jener früher besprochene Sinn für Symbolisierung. Christlich-kirchlich wie der Kulturmensch jener Jahrhunderte war, suchte er das Überweltliche in diesen gleichsam ins Jenseits gereckten Bauformen zum Ausdruck zu bringen; der Gläubige, der das Heiligtum betrat, sollte über das irdische Dasein hinausgehoben werden.

Wie die Klosterkirche von Amelungsborn für das Innere, so läßt der Wiener Stefansdom für das Äußere den Übergang vom romanischen zum gotischen Stil erkennen (Abb. 77). An der westlichen Fassade noch die wuchtige Übereinanderlagerung des Mauerwerks mit der Ausstattung durch Rundbogenfenster und -fries, nur in den oberen Teilen gemildert durch stärkere Auflösung in Einzelarchitektur; in den weiteren Partien aber ganz der aufwärtsstrebende, luftige, leichte Bau mit steilem Dach, hohen Glasfenstern, reichen Schmuckgiebeln, der Fülle ornamentaler Einzelheiten in den Strebepfeilern wie dem Giebelwerk; und das alles zu wunderbarer Vollendung gesteigert in dem halbfrei daneben stehenden, von der Kreuzblume gekrönten Turm. Maßgebend für die neue Architekturtechnik war der Gewölbebau. Je höher sich die Wölbung hob, je leichter und zierlicher die Stützen im Innern wurden

und je mehr der Eindruck des leichten Schwebens erreicht wurde, um so mehr mußte dem Außenbau die Aufgabe des Stützens zufallen. Aber wie verstanden es die Architekten, deren Namen niemand kennt, dem Äußern trotzdem den Charakter zugleich der Zierlichkeit und Feinheit wie der organischen Einheitlichkeit zu bewahren! Der einzige große Zug des Aufwärts geht durch



Grundriß des Stefansdoms zu Wien.

den Bau der gotischen Dome, und mehr noch als im Außenbau gelangt er im Innern zur Geltung. Die Innenansicht des Magdeburger Doms (Abb. 79) läßt uns das deutlich erkennen: statt der niedrigen Proportionen und der horizontalen Linien der romanischen Kirchen ist nun alles in die Höhe gerichtet; die Pfeiler sind in Halbsäulen aufgelöst, durch Spitzbogen verbunden und in die sämtliche Bauteile an sich ziehende Wölbung hinaufentwickelt, und durch die hohen Glasfenster des Mittelschiffes und der Seitenschiffe flutet das Licht in den Raum, dessen gewaltige Perspektiven und Höhenverhältnisse gewiß nicht das Ziel verfehlen, die Seele des Gläubigen zu Gott zu führen.

Die Einheitlichkeit des Kirchenbaus ist das vornehmste Ziel der Baumeister, aber auch der Einzelheit wird stets das Augenmerk zugewandt. Auch die einzelnen Kirchenteile werden den Grundsätzen des Stils unterworfen, und Plastik und Malerei treten im Dienste der Architektur hier in Wirksamkeit. Wie auch an entlegenerer Stelle und in Räumen von minderer Wichtigkeit hohe künstlerische Leistungen erzielt wurden, lehrt die Vorhalle der Kirche des Zisterzienser-Nonnenklosters zu Mariaburghausen in Franken (Abb. 81); die in sanfter Linie unmittelbar aus dem Säulenschaft herauswachsende Wölbung gibt dem Raume etwas Luftiges und Freies und läßt vergessen, daß wir eine niedrige Halle vor uns haben. Eine besonders reiche Ausstattung erfuhr die Chorschranke (der Lettner), die mit der zunehmenden Abscheidung der Geistlichkeit von den Laien gesteigerte Bedeutung erhielt. Der reiche spätromanische Lettner der Pfarrkirche zu Gelnhausen (Abb. 82), dessen zierliche Säulen schon das beginnende gotische Stilgefühl verraten, ist dafür ebenso charakteristisch wie die hochgotische Schranke im Magdeburger Dom (Abb. 79). Auch das Portal wurde in romanischer wie gotischer Zeit prachtvoll ausgestattet, und man suchte dabei zugleich den Eindruck des Wuchtigen wie des Graziösen zu erzielen. Das malerische Zusammenspiel der reizenden Vorhalle vor der Haupttür der Stadtkirche zu Wertheim mit dem unmittelbar daneben ragenden zierlichen Erker der Heiligengeistkapelle mit ihrem Reichtum an gotischem Maßwerk und Ornamentalschmuck (Abb. 83) gehört zu dem Feinsten, was die Baukunst des 15. Jahrhunderts hervorgebracht hat.

Selbständige Wege neben den süd- und mitteldeutschen Architekten gingen die norddeutschen Baumeister; in den norddeutschen Backsteinbauten findet die deutsche Eigenart einen besonders kräftigen Ausdruck. Zu den bedeutendsten kirchlichen Bauten dieses Gebiets zählt die Lübecker Marienkirche die für eine große Reihe kleinerer Gotteshäuser das Vorbild abgegeben hat (Abb. 78). Auf Ausgestaltung der einzelnen Teile wird hier weniger Wert gelegt, der plastische Schmuck beschränkt sich auf Flachornamentik, das Strebesystem tritt unverhüllt entgegen, und es ist eine Besonderheit dieser Bauweise, daß die Seitenschiffe als Chorumgang weitergeführt, und daß zwischen den nach innen gezogenen Strebepfeilern Kapellen eingeordnet werden. Entsprechend der Art des Materials wirkt der Bau sehr viel massiger und nüchterner, aber das Kräftige und Zielbewußte, das aus den Formen der Backsteinbauten spricht, spiegelt nur den klaren und bedächtigen Charakter der Bevölkerung der Hansestädte wieder. Wie sehr eine solche schwermassige Kirche in eine ganz anderen, weltlichen Zwecken dienende Architektur hineinpaßt, zeigt die Ansicht der Ordensburg Marienwerder (Abb. 92), die kaum erkennen läßt, wo Dom und Burgbau sich scheiden, und der stumpfe, geradezu wehrhafte Turm verstärkt den Eindruck der Zusammengehörigkeit. Das Kircheninnere weist die gleiche Nüchternheit der Formen auf, und es entspricht dem ganzen Wesen dieser Bauten, daß die Wandlungen des Stils sich hier weniger geltend machen als bei der Architektur des innern Deutschlands.

8. Klösterliche Bauten. (Abb. 85—88.)

Der vornehmste Gegenstand der mittelalterlichen Baukunst ist die Kirche, aber neben der kirchlichen Architektur kommt der klösterlichen eine hervorragende Bedeutung zu, hat sie doch die Entwicklung der weltlichen, des Profanbaus, vielfach entscheidend beeinflußt. Trotz aller durch Regeln festgelegten Einfachheit stellte das mönchische Leben eine verfeinerte Kultur dar, und so wirkte die Klosterkunst, getragen von hingebend willigen geistigen Kräften, überall schaffend und erziehend; einzelne Orden wie die Zisterzienser und Prämonstratenser hatten sich geradezu die Kulturmission als vornehmste Aufgabe gestellt. Die Klosterbauten vermittelten die Errungenschaften kirchlicher Architektur an die Profankunst, zuerst den Steinbau, dann aber auch eine große Reihe architektonischer Einzelheiten; im klösterlichen Bereich entstanden die Zellen, Hallen, Wandelgänge, Keller, Küchen, Gasthäuser usw., die auch der Burg und dem Bürgerhaus eigen sind.

Das mittelalterliche Kloster ist ein dorf- bzw. stadtartiger Bezirk für sich. Einen vorzüglichen Einblick in eine solche Anlage gewährt der Rekonstruktionsplan des Zisterzienserklosters Maulbronn (Abb. 84), der die Dreiteilung deutlich erkennen läßt, wie sie sich aus der Regel des ältesten Benediktinerordens vom 6. Jahrhundert folgerichtig ergab und dem viel abgebildeten Plane des Klosters St. Gallen im 9. Jahrhundert bereits zugrunde liegt. In der Mitte die eigentliche Klausur, die Mönchskaserne: an die Längsseite der Kirche lehnen sich, um den Klosterhof mit dem Kreuzgang zu einem Gebäudeviereck sich zusammenschließend, die Wohn- und Versammlungsräume, Kapitelsaal, Schlafhaus, zwei Refektorien, Küche und Keller; nach hinten

zu, in der Richtung der Kirche, folgt die Abtswohnung, nach vorn zu das Herrenhaus, die Gastwohnung für Standespersonen. Im Hintergrund befindet sich der Wirtschaftshof. Am Turmeingang sind Herberge mit Stallung nebst einer Kapelle für Fremde und Gesinde sowie dem Frühmesserhaus zu einer Einheit vereinigt; an dem Mauerzuge entlang dann die eigentlichen Wirtschaftsgebäude: Küferei, Fruchthaus mit Kelter, Weingartmeisterei, Wagnerei und Schmiede und andere. In der Ecke steht der Hexenturm, an dem sich Melkstall, Mühle und Backhaus schließen; im Hofe schließlich Pfisterei, Speisemeisterei und Gesindehaus. Im Vordergrund befindet sich ein Fachwerkhaus des 16. Jahrhunderts an Stelle des alten Hospitals, das mit Schule und Wohnung der Novizen den dritten Bestandteil einer Klosterstadt zu bilden pflegte; auch das herzogliche Schloß neben dem Herrenhaus ist eine Zutat des 16. Jahrhunderts. Um den ganzen Bezirk ist eine doppelte Mauer gelegt, deren in dieser friedlosen Zeit auch die friedliche Stätte des Klosters als Schutz nicht entraten konnte und die vollends die Anlage als eine geschlossene Einheit hinstellt.

Mit diesem Apparat verrichtete das Kloster seine Kulturarbeit in deutschen Landen, und wie die Burg war es dem künstlerisch schauenden Menschen ein liebevoll betrachteter Bestandteil der deutschen Landschaft und auch uns ist es heute noch die von romantischer Stimmung umflossene Stätte stiller friedlicher Arbeit vergangener Jahrhunderte. Der Holzschnitt Wolf Trauts (Abb. 85), der eine Szene aus dem Leben des heiligen Augustin darstellt, schildert das Kloster ganz in dieser zarten, an Moritz von Schwind gemahnenden Weise. Die freundlichen Häuser, der schwebende Engel auf dem Kapellentürmchen, der kräuselnde Rauch des Schornsteins, das Storchnest auf dem Dachfirst, die promenierenden Mönche, die in den duftigen Auen und Wäldern frommer Betrachtung oblagen und nun von dem Pförtner an dem offenen Tor empfangen werden: all das schließt sich zu dem Eindruck des Klosterfriedens zusammen, dessen Zauber die Menschen immer wieder in seine Mauern gelockt hat.

Aber auch das Innere des Klosters atmet diesen zu beschaulichem Dasein einladenden Frieden, feinste ästhetische Kultur tritt uns in allen Bauteilen entgegen. Zumal der Klosterhof und der ihn umsäumende Kreuzgang reden diese Sprache. Wie harmonisch geschlossen wirkt die Gebäudegruppe in der Ansicht der Stiftskirche St. Peter zu Fritzlar (Abb. 86), vom saftigen Grün der gärtnerischen Anlage des Hofes zu den gotischen Fenstern des Kreuzgangs, deren Spitzbogen das lastende Stockwerk der Mönchswohnungen zurücktreten lassen, bis hinauf zu den schweren romanischen Formen des Lang- und Querhauses der Kirche mit dem Vierungsturm. Am wirkungsvollsten wird immer der Kreuzgang selbst bleiben. Wennschon sein Name daher stammt, daß die Prozessionen mit ihren Vortragskreuzen diese Verbindung zwischen der Kirche und den eigentlichen Klosterräumen benutzten, diente er wohl in der Hauptsache dem Ergehen in Betrachtung und Zwiesprache, und es ist gewiß, daß er zu jeder Zeit, in der Periode schwerer romanischer Struktur wie gefälliger frühgotischer Gestaltung wie unruhiger spätgotischer Form, diesem Zweck entsprochen hat. Die stille Abgeschlossenheit und kühle Einbettung in überragende schattige Architektur, der reizvolle Gegensatz zwischen den gedämpften Farben im Innern und dem strahlenden Sonnenlicht im Garten, die von Schritt zu Schritt wechselnde Erscheinung der umgebenden Architektur: das alles machte den Kreuzgang zu einem bevorzugten Glied der Klosteranlage. Es bedarf nur des Hinweises auf den wundervollen zweischiffigen Kreuzgang der Benediktinerabtei zu Königslutter mit seinen herrlich gemeißelten Säulen (Abb. 87), um sich eine Vorstellung zu machen, welche liebevolle Sorgfalt die klösterlichen Baumeister

gerade auf seine Ausführung verwandten. Aufgereihte Gräber, wie sie der Kreuzgang des Domes zu Augsburg aufweist (Abb. 201), konnten diesen stimmungsvollen Eindruck noch erhöhen.

Indessen auch den andern Räumen kam das Können der Architekten zugute. Die lichterfüllten luftigen Hallen der Refektorien in Maulbronn und Konstanz sind bekannt genug (vgl. Vitzthum Abb. 30). Daß sogar die Unterräume mit gefälligem Säulen- und Gewölbewerk ausgestattet wurden, zeigt der Keller des Benediktinerklosters Seeon (Abb. 88), bei dem von kellerartigem Düster kaum mehr gesprochen werden kann. Auch den Wohnräumen wurde größte Aufmerksamkeit gewidmet. Allerdings dürften die Schlafsäle nahezu schmucklos geblieben sein, aber ein Zimmer wie das sog. Musikzimmer im Stifte St. Peter zu Fritzlar (Abb. 129), das mit wenigen andern sich aus den mittelalterlichen Jahrhunderten erhalten hat, läßt in seiner reichen ornamentalen Ausmalung erkennen, daß die klösterliche Kunsttätigkeit sich auf alle Teile der Bauanlage erstreckte.

9. Pfalzen und Burgen. (Abb. 89—96.)

Obwohl die kirchliche Architektur auf dem Gebiete des mittelalterlichen Bauwesens unbedingt die Führung hat, so kommt auch der weltlichen stärkste Beachtung zu. Freilich erlauben die wenigen erhaltenen Reste zumal der romanischen Periode nur spärlichen Einblick in die Anlagen dieser weltlichen Bauwerke, und häufig vermag man nur mit Hilfe von Ausgrabungen oder vergleichenden Untersuchungen ein genaues Bild zu gewinnen.

Die Grundlage des vornehmen Wohnungsbaus sind die karolingische Pfalz und der karolingische Königshof. Es sind das die Krongüter, aus denen der Herrscher seine zunächst nur aus Naturalien bestehenden Einkünfte zog, in denen er zu Gericht saß, die ihn bei seinen Fahrten durch das Land mit dem königlichen Hoflager aufnahmen, in denen während seiner Abwesenheit der Amtmann die Verwaltung ausübte. Wie die Pfalzen und Höfe Karls des Großen und seiner Nachfolger sind auch die Bauten der Sachsen- und Frankenkaiser fast spurlos zugrunde gegangen, doch läßt die von Holtmeyer stammende Rekonstruktion des von Heinrich II. gegründeten Wirtschaftshofes in Oberkaufungen (Hessen), den seine fromme Gemahlin Kunigunde bald in ein Kloster umwandelte, eine solche Anlage gut erkennen (Abb. 89). Im Mittelpunkt steht, wie in der fränkischen Zeit, noch immer der saalartige Palastbau (Palas), an den sich Kapelle und Wohnbauten anlehnen; weiter entfernt befinden sich, eine selbständige Gruppe bildend, die eigentlichen Wirtschaftsgebäude. Aber in einer Hinsicht hat sich die Anlage wesentlich verändert: mit der Ummauerung und der Einfügung des Verteidigungsturmes, des Berchfrits, hat sich die Pfalz der Burg genähert; aus der einfachen Wohnungs- und Wirtschaftsanlage ist der zugleich Verteidigungszwecken dienende Burgbau geworden, und immer mehr tritt dieser seit dem 11. Jahrhundert in den Vordergrund. Ganz den burgartigen Charakter hat bereits die großartige von Herzog Heinrich dem Löwen begründete Pfalz Dankwarderode in Braunschweig, deren ursprüngliche Anlage in Winters Rekonstruktion vortrefflich wiedergegeben ist (Abb. 90). Auch hier bildet der Palastbau mit der angrenzenden Kapelle das wichtigste Bauglied. Den zwei Zugängen entsprechen zwei Berchfrite; im Halbkreis an der Mauer entlang sind die Wirtschaftsgebäude angeordnet. Eine Besonderheit der Braunschweiger Pfalzanlage ist,

daß der Dom mit seinen Nebengebäuden in die Burg hineinbezogen ist. Das Ganze stellt einen imponierenden Gebäudekomplex dar, der auf allen Seiten von der Oker umflossen und durch einen festen Mauergürtel umschlossen eine volle Einheit bildet: es ist der Typ einer „Wasserburg", d. h. einer Burganlage, deren Verteidigungssystem auf der Ausnutzung einer Wasserwehr ruht.

Ebenfalls eine Wasserburg ist die Hohenstaufenpfalz Gelnhausen, die auf einer künstlichen Insel der Kinzig liegt. Wenn schon nur als Ruine erhalten (Abb. 91), läßt zumal sie neben der großartigen Schlichtheit den Reichtum architektonischer Einzelheiten erkennen, der auch bei den weltlichen Bauten zu beobachten ist. Schon der stark zerstörte Kapellenraum über dem doppelbogigen Toreingang mit den flankierenden Türmen, von denen der eine noch steht, verrät höchste Meisterschaft. Vollends die prächtige Arkadenreihe stilvoller romanischer Fenstergruppen, in denen die fein gearbeiteten Doppelsäulen den Blick besonders auf sich lenken, wetteifert mit den bedeutendsten Leistungen kirchlicher Baukunst. In Dankwarderode wie in Gelnhausen vereinigt übrigens der Palas unter seinem Dache Saal- und Wohnbau. In der Höhe der Arkaden befanden sich die Wohnhäuser des Herrschers, das zerstörte Obergeschoß enthielt den großen Reichssaal.

Während im innern Deutschland der Palastbau seit dem 13. Jahrhundert zurücktrat, gelangte er im ostdeutschen Kolonialande gerade damals zu einer eigenartigen höchsten Blüte. Die Schloßanlagen des deutschen Ordens, die in technischer Hinsicht dem Backsteingebiete angehören, zeigen eine seltsame Mischung wuchtiger Kraft und romantischer, verträumter Stimmung, wie sie der Orden selbst in der Vereinigung ritterlicher und mönchischer Ideale besaß, und der große Zug, der starke Willen und die hohe Bildung, die in diesen Kreuzrittern lebendig waren, schufen harmonisch zusammenwirkend mitten im heidnisch-kulturlosen Lande jene Wunderbauten, die ihr Wesen einzigartig wiederspiegeln. Das glänzendste Beispiel dieses Palastbaus ist die jetzt zu voller Schönheit wiedererstandene Hauptburg des Ordens in Marienburg, aber sie ist bei aller Genialität der Wiederherstellung doch nur eben eine auf unsicherer Grundlage ruhende Rekonstruktion. Abb. 92 gibt die in wesentlichen Teilen im ursprünglichen Zustande erhaltene Ordensburg von Marienwerder wieder. Mit dem Dom zu einer Einheit zusammengefügt, stellt sie sich zugleich als trutzhafter Festungsbau wie als vornehmer Wohnbau kasernenartigen Charakters dar, dessen architektonische Einzelheiten uns an die Lübecker Marienkirche erinnern. Vor allem lenkt die gewaltige Anlage des weit vorspringenden Danskers den Blick auf sich, jenes merkwürdigen Abortturms, der über fließendem Wasser erbaut und durch einen Wehrgang mit der eigentlichen Burg verbunden ist. Die Beherrschung und Gestaltung der schweren Mauermassen ist eine hervorragende Bauleistung; auch das Innere mit seinen zwischen klösterlichen Zellen und luftigen heiteren Hallen wechselnden Räumen offenbart das hohe technische Können der Ordensbaumeister, die auf den Kreuzfahrten sich an orientalischen Vorbildern hatten schulen können.

Den eigentlichen Typus der deutschen Burg führt uns das Beispiel der landschaftlich wundervoll in einem Seitentale der Mosel gelegenen Burg Eltz vor Augen (Abb. 93), die zu den besterhaltenen und den wenigen noch bewohnten Burgen mittelalterlicher Herkunft gehört. Besser noch als die Wasserburg vermittelt eine solche „Bergburg" den Eindruck von jener Zeit, wo sich Fürsten und Herren auf schwer zugängliche Punkte zurückzogen, um in engstem Raume zusammengepfercht ihr wenig behagliches Dasein zu führen und von sicherer Höhe herab in gutem und bald auch in bösem Sinne ihre Macht auszuüben. In vollster Regellosigkeit, vor allem mit dem schwierigen

Gelände rechnend, errichtete man die Wohnungs- und Festungsanlage, und mehr noch als die künstlerische Leistung kann das technische Können Bewunderung erwecken. Auch die Burg Eltz zeigt aufs deutlichste die durch den begrenzten Raum bedingte Ineinanderschiebung der einzelnen Gebäude, deren steile Dächer noch den Wohnzwecken dienstbar gemacht sind. Teilweise schon im 13. Jahrhundert, in der Hauptsache im 15. Jahrhundert entstanden, weist sie sämtliche Bauglieder auf, die die mittelalterliche Burg besitzen konnte: das Wohngebäude, das als Ganzes oder in seinen Teilen als Palas, Frauenhaus (Kemenate) und Dürnitz bezeichnet wird, die Kapelle, die Küche, Nebenbauten für Gesinde und Wirtschaft, Ringmauer mit Türmen, Torbau und Berchfrit. Wenn mehrere davon sich in der Bauanlage teilweise in zwei- und dreifacher Wiederholung vorfinden, so hat das seinen Grund darin, daß wir es bei der Burg Eltz mit einer sog. Ganerbenburg zu tun haben, d. h. mit einer Burg, an der vier Ganerben gleichzeitig Mitbesitz hatten. Wie

Grundriß der Burg Eltz.

der beistehende Plan erkennen läßt, sind die vier Ganerbenhäuser (a, b, c, d) mit zwei Kapellen um einen engen Hof gruppiert, und es ist erstaunlich, daß dieser umfassende Komplex von Gebäuden auf dem engen Raum hat untergebracht werden können, der auch noch die Vorburg und die stark befestigten Toranlagen mit dem Vorhofe (Zwinger) aufnehmen mußte. Wie malerisch mit ihrem Geschiebe, ihren Verbindungs- und Wehrgängen, ihren überdeckten Treppen und Treppengängen, ihren Erkern und Dachtürmchen solche Gebäudegruppe im Burginnern wirkte, erweist der Burghof, den Albrecht Dürer auf seiner italienischen Reise zeichnete (Abb. 94) und der einer inzwischen zugrunde gegangenen, wohl tirolischen Burg zugehört hat. Der künstlerische Gesichtspunkt tritt, wie bemerkt, bei allen diesen Bauten vor dem praktischen zurück, und doch läßt sich auch bei ihnen neben der technischen Leistung manche hervorragende künstlerische feststellen. Zu den schon besprochenen Beispielen sei auf das prächtige Kapellenportal der Burg Krautheim im Taubertal hingewiesen, dessen reizende Säulen und feine formenreiche, Pflanzenornamentik sehr geschickt in die Architektur eingeordnet sind (Abb. 95).

In gesteigertem Umfange wird seit dem 14. Jahrhundert auch der Inneneinrichtung der Räume künstlerische Sorgfalt zugewandt. Die der spätgotischen Zeit angehörende „goldne Stube" in der Veste Hohensalzburg mit ihrer reich geschnitzten Decke und Wandtäfelung ist ein wirklicher Festsaal (Abb. 96), der freilich auch deutlich erkennen läßt, daß mit dem kulturellen Fortschritt sich das Lebensideal gewandelt hat: die Burg erscheint aus dem eigentlichen Zweck des Schutzes und der Verteidigung wieder mehr dem Zwecke behaglichen und luxuriösen Wohnens zugewandt.

In der Landschaft aber übt die Burg zu jeder Zeit und in jeder Anlage größte künstlerische Wirkung. Schon im Mittelalter wurde sie mit dem instinktiven Gefühl für den malerischen Eindruck als die Krönung der natürlichen Reize der Landschaft angesehen, und kein Landschaftsmaler vergaß ihr den abschließenden Platz einzuräumen (Abb. 85, 112, 113, 210). Dem modernen Menschen ist sie vollends der Ausdruck ferner mittelalterlicher Zeit, und wohl jeder unterliegt der merkwürdigen romantischen Stimmung, die die auf felsiger oder waldiger Höhe thronende Burg hervorruft, dem Burgenzauber.

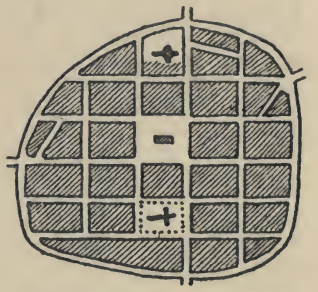
10. Stadtanlage und städtische Bauten. (Abb. 97—111.)

Die Entstehung der deutschen Stadt gehört zu den interessantesten und umstrittensten Problemen der Geschichtsforschung, um so mehr als eine Betrachtung von verschiedener Seite her möglich ist. In rechtlich-sozialer Beziehung ist eine Ansiedlung dann zur Stadt geworden, wenn sie neben der Unabhängigkeit der Gemeindeeinrichtungen einen Markt, eine Befestigung und einen eigenen Gerichtsbezirk besitzt, und auf dieser Grundlage sind als Ausdruck der Stadtverfassung seit dem 13. Jahrhundert die Stadtrechte entstanden, die die einzelnen städtischen Gewohnheitsrechte verzeichnen. Aber auf außerordentlich mannigfaltigen Wegen ist die Entwicklung zu diesem Abschluß gelangt, und man muß sich hüten, eine bestimmte Regel dafür aufstellen zu wollen. Maßgebend war, daß sich eine Bevölkerung bildete, die nicht allein Ackerbau trieb, sondern auch gewerbliche und Handelstätigkeit ausübte, wobei unwesentlich ist, aus welchem Boden sie emporwuchs. Für eine große Reihe von Städten bilden die alten Römersiedlungen den Ausgang, andere lehnten sich an Pfalzen, Königshöfe und Burgen an, wieder andere entstanden unter dem Schutze von Kirchen und Klöstern; alle sie erwuchsen in ganz allmählichem Ausbau, lediglich unter der Einwirkung der jeweiligen örtlichen und zeitlichen Verhältnisse. Einen grundsätzlich verschiedenen Charakter hat die große Gruppe der Neugründungen, die seit dem 11. Jahrhundert im Interesse eines einzelnen Grundherrn erfolgten.

Dementsprechend lassen sich zwei völlig verschiedene Arten von Stadtanlagen unterscheiden. In den allmählich entstehenden Städten Altdeutschlands erscheint volle Regellosigkeit, wie sie sich aus der Zufälligkeit des Zusammenwachsens ergeben mußte, be-

stimmend für den Eindruck; in den Neugründungen dort und zumal in den Städten des ostdeutschen Koloniallands dagegen planvolle Berechnung, die der bewußten Neuanlage von vornherein eigen ist. Im ersteren Falle überträgt sich der Charakter des Haufendorfes einfach auf die Stadt, wie denn die Entwicklung der Stadt aus dem Dorfe sich bis in spätere Jahrhunderte hinein deutlich bemerkbar gemacht hat. Aus dem anfangs gehöftartigen Aneinanderschieben der Wohnhäuser ergibt sich folgerichtig das winklige Durcheinander der Gassen, das ohne Absicht wundervolle malerische Wirkungen hervorruft. Im zweiten Falle lassen sich gewisse Schemen erkennen, nach denen die Städte angelegt sind; es überwiegen feste Viertel mit parallel verlaufenden oder sich allmählich kreuzenden Straßen.

Haufenstadt (Bremen).



Straßenstadt (Neubrandenburg).

Lange Zeit behielt das Dasein der Stadtbewohner einen ländlichen Charakter, aber überall ergab sich unter dem Zwang der Bodenverhältnisse ein enges Aufeinanderrücken in beschränktem Raume. Die steile Architektur eines mittelalterlichen Stadtbildes tritt uns in der Ansicht Kölns, die der mit merkwürdig verfehlter Perspektive gearbeitete Holzschnitt von 1499 vorführt, trefflich entgegen (Abb. 97; siehe auch Abb. 70).

Den Mittelpunkt des gesamten städtischen Lebens bildet der Markt. An ihm als dem eigentlichen Inhalt des Stadtrechts haftet der Königs- oder Stadtfrieden. Leider hat sich uns kein Bild eines mittelalterlichen deutschen Marktplatzes erhalten, doch kann der Marktplatz der Stadt Perleberg im gegenwärtigen Zustand uns einen annähernden Begriff von dem Aussehen in früherer Zeit geben (Abb. 98). Es befinden sich hier nahezu sämtliche öffentlichen Gebäude mit den verschiedenartigen Einrichtungen, die Handel und Gewerbe erforderten. Hier erhob sich das Rathaus, die Stadtkirche stand zum wenigsten in größter Nähe, und als ein besonderes Wahrzeichen städtischer Selbständigkeit finden wir auf dem Marktplatz auch den Roland, das ritterliche Steinbild des sagenumwobenen Paladins Kaiser Karls des Großen, das sich aus umstrittener Bedeutung heraus zum Ausdruck selbständiger Blutgerichtsbarkeit entwickelte; vor ihm wurde das peinliche

Gericht gehalten. Der Markt besaß vielfach Nebenmärkte, aber sonst waren wenig Plätze vorhanden, wie denn der mittelalterliche Stadtbaumeister dem Gesichtspunkte der Gesundheit keinerlei Rechnung trug. Einen guten Einblick in die nach einem Platze hin sich öffnenden Straßenfluchten gibt Zasingers Kupferstich von 1500, der eigentlich der Darstellung eines Turniers vor Herzog Albrecht IV. von Bayern gewidmet ist (Abb. 100). Er zeigt auch die Art, wie sich die reichere Architektur der umgebenden Häuser diesen bevorzugten Stellen anpaßte; auch ein Brunnen durfte nicht fehlen. Die Straßenviertel selbst waren häufig bestimmten gewerblichen Berufen vorbehalten; in der Knochenhaueruferstraße, der Fleischergasse, dem Seilerweg lebt diese alte Einrichtung dem Namen nach bis auf unsere Tage fort.

Unter den Gebäuden der Stadt nimmt die hervorragendste Stelle das Rathaus ein. Es ist ursprünglich eine Vereinigung von Kaufhalle, Bürgersaal und Gerichtslaube, und als solche stellt sich auch das noch aus dem 12. Jahrhundert stammende Rathaus von Gelnhausen dar (Abb. 101 und 102). Wennschon übel restauriert, läßt es innerlich und äußerlich die dem dreifachen Zwecke entsprechende Anlage erkennen: die Freitreppe, die an Stelle des balkonartigen Vorbaus vor dem kleeblattbogigen Portal zu denken ist, bildete die Gerichtslaube, im unteren Geschoß befand sich die zweischiffige Kaufhalle, während das obere Stockwerk der Bürgersaal einnahm. Ein besonderer Wert wurde auf die Fassade gelegt und das Ganze erhielt die beliebte Krönung des Türmchens oder Turmes. Diesen ausgebildeten gotischen Charakter trägt das reizende Ochsenfurter Rathaus, dessen Anlage durchaus der des Gelnhauser entspricht (Abb. 104). Der Ausbau der städtischen Verwaltung erwies jedoch den Raum des Ratsgebäudes allmählich als zu klein und machte Zutaten und Nebengebäude für die Unterbringung einzelner Verwaltungszweige nötig. So entstanden seit dem 14. Jahrhundert als selbständige Bauten Kaufhäuser, Lager- und Kornhäuser (vgl. Abb. 99 des Nürnberger Kornhauses, das später Mauthaus wurde), Wagehäuser (vgl. Abb. 221 des an der Nürnberger Wage angebrachten Reliefs von Adam Krafft), Hospitäler und Schulen (vgl. Abb. 106 der Wismarer Schule). Sie alle erhielten eine besondere Ausstattung mit einer ihrem Zweck entsprechenden Einrichtung.

In der Bauweise schließen sich das Rathaus und die öffentlichen Gebäude dem Bürgerhaus an; über dies sei noch gesprochen. Im Gegensatz zum antiken Haus öffnet sich das mittelalterliche deutsche Haus nicht gegen den Hof sondern gegen die Straße. Alle architektonische Wirkung wird in die Fassade gelegt. Die Verschiedenheit der Landessitten und des zur Verfügung stehenden Materials bestimmt die Bauweise. Für die ältere Zeit hat man nur an Holzbauten zu denken, von denen nichts auf uns gekommen ist, und nur sehr allmählich hat sich auf dem Gebiet des nicht vornehmen Profanbaus der Steinbau durchgesetzt. Ein frühes Beispiel des Steinbaus ist das Gelnhauser Rathaus (Abb. 101), das um 1170 entstanden ist und ganz romanische Formen besitzt. Aber dasselbe Gebäude hat eine spätere Zeit im Sinne ihres zur Gotik gewandelten Geschmacks zu einem Fachwerkbau umgestaltet (Abb. 102). Ein gotischer Steinbau ist das 1457 vom Bürgermeister Ludolf Harlessem an Stelle eines Judentempels errichtete sog. Tempelhaus am Marktplatz in Hildesheim (Abb. 103). Mit seiner hohen Giebelwand, den lilienbekrönten Fialen und den durch offene Bogen mit dem Giebel verbundenen Ecktürmchen übt es eine zugleich malerische wie imposante Wirkung, und die an den Burg- und Torbau erinnernden Türmchen, die selbst der Verteidigung kaum gedient haben dürften, lassen das Nachwirken einer mit Gesichtspunkten des Festungsbaus rechnenden Bauweise erkennen; der reichverzierte Renaissanceerker ist erst 1591 vorgesetzt worden.

Den Haupttypus des mittelalterlichen Bürgerhauses bildet indessen

nicht der verhältnismäßig seltene Steinbau sondern der Fachwerkbau, und bis ins 17. Jahrhundert hinein hat er die städtische Architektur beherrscht. Die Schwellen, die das durch Riegel und Stäbe verbundene Holzwerk tragen, ruhen auf einer steinernen Unterlage, die oberen Stockwerke kragen gewöhnlich vor und werden vielfach durch Erker verziert. In der Lehm- oder Backsteinfüllung kann die Malerei, in den Balken und Brettern die Bildhauerei wirksame Hilfsdienste verrichten, und das Zusammenspiel dieser lebhaften und mannigfaltigen Fassade mit dem spitzen Giebel und dem mehr oder weniger steilen Dach erzeugt die zierliche heitere Gestalt, wie sie z. B. das „Brusttuch" in Goslar aufweist (Abb. 105). Diese reizvolle Dekoration ist zumal die Besonderheit des niederdeutschen Fachwerkhauses, und die reichen und teuren Schnitzarbeiten stellen dem Kunstsinn des Bürgertums ein ehrendes Zeugnis aus.

Wie die kirchliche Architektur und die Pfalz- und Burgenbauten besitzt auch die städtische Architektur im Norden und Osten Deutschlands ein Backsteingebiet. Der Backsteinstil der mittelalterlichen deutschen Stadt entspricht ganz dem der kirchlichen Bauten. Glänzende Beispiele haben sich erhalten, von denen die um 1300 erbaute überaus feine „Alte Schule" in Wismar vorgeführt sei (Abb. 106). Die Besonderheit dieser Bauten ist der mit stärkster Betonung der Vertikallinien gearbeitete hochragende Giebel und der vielfarbige, in unserm Falle durch Verwendung buntglasierter Steine erzielte Schmuck. Auch das Perleberger Rathaus (Abb. 98) gehört diesem Baustil an.

Das Innere des Bürgerhauses entwickelte sich wie das Äußere aus dem Bauernhaus; klösterliche und ritterliche Bauweise haben nur in geringem Maße eingewirkt. Von einer Einheitlichkeit der Wohnungsanordnung kann freilich in keiner Weise gesprochen werden, wie denn die Verschiedenheit der Stämme sich gerade im Wohnbau außerordentlich charakteristisch bemerkbar macht. Im allgemeinen bestand die bürgerliche Wohnung aus Hausgang nebst Hausflur und Treppe, Stube, Küche, Hof und Hinterhaus. Mit der fortschreitenden Kulturentwicklung ergab sich überall, daß der ursprüngliche Hauptwohnraum sich in verschiedene Gemächer teilte und daß zu dem allein bewohnten Erdgeschoß allmählich ein bewohntes zweites und drittes Stockwerk trat, wodurch die Boden- und Lagerräume in immer höhere Geschosse gewiesen wurden.

In diese spätmittelalterliche Wohnungsanlage gewährt Abb. 107 einen ausgezeichneten Einblick. Der Besitzer der Wohnung ist wegen einer Straftat geflüchtet und dadurch seiner Habe verlustig gegangen; es wird deshalb ein Inventar über seinen Besitz aufgenommen: das ist der Inhalt der im Vordergrunde sich abspielenden Handlung. Der Schauplatz ist ein süddeutsches Bürgerhaus, dessen Besonderheit darin besteht, daß sich die große Hausflur oder Diele nur über ein Geschoß erstreckt, während die norddeutsche „Däle" über zwei Stockwerke, ja bis ans Dach reicht. Die enge Verbindung von Wohnraum, Küche und Wirtschaftsraum, wie sie noch heute im Wohnhaus der kleinen Landstadt besteht, ist zu beachten; auch das unverputzte Mauerwerk mit den schlichten rundbogigen Türöffnungen erinnert an das Innere der Häuser dieser sog. „Ackerbaustädtchen", ebenso wie der Reichtum der wirtschaftlichen Gebrauchsgegenstände, deren behagliche Häufung die sorgsame Hausfrau erkennen läßt. Aus diesem noch vielfach ländlich gefärbten Bereich

führt uns jedoch die Ansicht der gotischen Stube auf dem reizenden Kupferstiche Mathias Zasingers (Abb. 108) in das städtische Patrizierhaus, dessen reichere Ausstattung durch die vornehme Erscheinung des Liebespaars noch augenfälliger gemacht wird. Die altdeutsche Stube in ihrer ganzen traulichen Wohnlichkeit tritt uns hier entgegen: mit der flachen Holzbalkendecke, dem schweren Tisch, der schmalen Wandbank, dem halboffenen Wandschränkchen, dem zum Blick in die Weite einladenden Fenster, das häufiger aus Butzenscheiben besteht (vgl. Abb. 229), und dem hängenden Leuchterweibchen spricht der niedrige Raum noch heute mit aller Unmittelbarkeit zu uns. In der Zeit des ausgehenden Mittelalters haben sich übrigens das Zimmer der Burg, die Bürgerstube und die Bauernstube soweit genähert, daß man nur noch von Gradunterschieden in der Güte und dem Geschmack der Ausstattung sprechen kann.

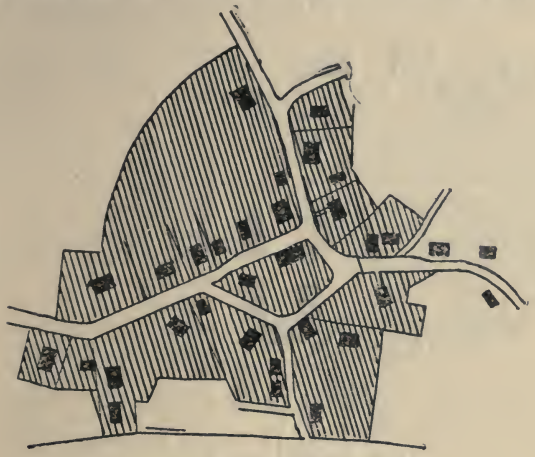
Wie bemerkt, gehört die Befestigung zum Wesen der mittelalterlichen Stadt. Sie hat sich mit der Entwicklung der Geschütze und Waffen vielfach gewandelt, einmal zur Hohenstaufenzeit im Anschluß an die Kämpfe der Kreuzzüge, dann im 15. Jahrhundert unter der Einwirkung der Feuerwaffen, aber ihrem Wesen nach blieb sie unverändert. Sie bestand früher und später aus der Mauer mit den größeren Schutz gewährenden Türmen, den Wehrgängen, von denen die Verteidigung erfolgte, und dem Graben, der das feindliche Andringen erschwerte; die in großen Teilen erhaltene Stadtmauer Nürnbergs, die dem 15. Jahrhundert entstammt, läßt diese Anlage deutlich erkennen (Abb. 75 u. 109). In späterer Zeit wurden Mauer und Graben vielfach verdoppelt, die Türme mit Pechnasen und Erkern versehen, die Tore burgartig ausgestaltet.

Besondere Vorliebe gewann man für den ragenden Turmbau, und zu einem solchen wurde auch die Stadttoranlage. Der hohe Einzelturm in der Art des Jörgentors in Münnerstadt (Abb. 110) ist die Regel und der eine Eingang ausnahmslose Vorbedingung, aber auch in andern Gestaltungen tritt uns das Stadttor entgegen, zumal in der Häufung mehrerer Türme. Einen besonderen Charakter haben die Torbauten des Backsteingebiets (Abb. 111), aber mehr als die verwandten Kirchenbauten besitzt der Backsteinturm einen eleganten und vornehmen Aufbau.

11. Dorfanlage und Bauernhaus. (Abb. 112—114.)

Alter als die Stadt ist das Dorf. Die ursprüngliche deutsche Siedelung war der Einzelhof, den schon Tacitus beschreibt und der sich noch heute, namentlich im Alpengebiet und in Westfalen findet. Die Streusiedlung änderte sich allmählich, indem sich verschiedene Einzelhöfe zusammenschlossen; so entstand das Dorf. Zunächst erfolgte dieser Zusammenschluß ohne Regel, rein zufallsmäßig, wie die Einzelsiedelungen lagen; ein solches Dorf heißt Haufendorf. Systematischeren Charakter trägt dagegen das Straßendorf, indem sich die Gehöfte zu beiden Seiten einer Straße an-

einanderschlossen. Dörfliche Neugründungen geschahen meist auf dieser Grundlage, und die älteren Kolonistenansiedlungen zumal sind vorwiegend Straßendörfer. Eine gewisse Rückentwicklung machte sich indessen im 11. und 12. Jahrhundert insofern geltend,



Haufendorf (Offendorf bei Lübeck).

als die Höfe wieder mehr von der Landstraße zurücktraten und unter sich einen gewissen Abstand wahrten, doch behielt dieses Reihendorf eine einigermaßen regelmäßige Anlage. Neben diesen germanischen Ansiedlungsformen ist auf deutschem Boden noch

Straßendorf (Ichtingen am Kaiserstuhl).

eine slavische, die von den deutschen Bauern vielfach übernommen wurde, von Bedeutung. Der Charakter dieses Runddorfes ist die fächerartige Anlage um einen runden Platz, in dessen Mitte nicht selten ein Teich liegt. Diese Dorfsiedlung, die häufig auf eine frühere slavische Anlage zurückgeht, manchmal aber nur nach deren Muster

ausgeführt ist, findet sich natürlich allein auf ehemals slavischem Boden.

So gesichert diese Feststellungen sind, so wenig lassen sie sich im Bilde erweisen. Das aus den mittelalterlichen Jahrhunderten überlieferte Bildermaterial ist für das Gebiet der Dorfanlage und bäuerlichen Architektur derart dürftig, daß es uns nur ungenügenden Einblick in diese Verhältnisse gewährt. Immerhin lassen Abb. 112 und 113 einigermaßen erkennen, in welcher Weise sich das mittelalterliche Dorf dem Betrachter darstellte. Selbst ein Straßendorf, wie es in dem ersten Bilde entgegentritt, bringt das ganze Wirre und Regellose einer mittelalterlichen Dorfsiedlung zum Ausdruck. Jedes Haus ist eine Einheit, die sich durch Umzäunung des Anwesens geltend macht; das Dorf nach außen freilich auch wieder ein geschlossenes Ganzes, indem Wasserläufe, Waldgebiet oder künstliche Schranken als Abgrenzung dienten. Die Kirche, die nicht fehlt, bildet den Mittelpunkt der Siedelung; aus der Reihe der einfachen Bauernhäuser ragt etwa der Fron- oder Meierhof, das Gehöft des grundherrlichen Verwalters, hervor, in späterer Zeit auch in größeren Dorfanlagen das Rathaus. Vielfach steht die dörfliche Siedlung in enger Beziehung zur Burganlage, und im Landschaftsbilde erscheinen sie wie zusammengehörig.

Runddorf (Retzin in Brandenburg).

Weniger noch als über die dörfliche Anlage im ganzen sagt uns das aus dem Mittelalter stammende Bildermaterial über das Bauernhaus im einzelnen, und die ältesten uns erhaltenen dörflichen Gebäude reichen nicht über das 16. Jahrhundert zurück. Obschon bei der geringen Entwicklung und Wandlung gerade der bäuerlichen Architekur die dem 16. und 17. Jahrhundert entstammenden Belege sicherlich im ganzen auch für die mittelalterliche Zeit Geltung haben, so sei wegen der zahlreichen zu behandelnden Einzelheiten, die der neuzeitlichen Kultur angehören, auf das Bauernhaus in architektonischer Hinsicht erst im zweiten Bändchen eingegangen. Hier sei nur über seine Typen noch kurz gesprochen.

Schon seit dem 10. Jahrhundert haben sich nach der Stammesart drei Gruppen scharf voneinander gesondert, und bis auf den heutigen Tag lassen sie sich in zähem Nachwirken der Tradition feststellen. Das sächsisch-friesische Haus ist ein Einheitshaus. Es stellt gleichsam einen überdachten Hof dar, in dem Menschen und Tiere mit dem gesamten Wirtschaftsbetrieb sich ungetrennt unter dem gemeinsamen Dache befinden; das Ganze ist auf der gleichen

Höhe des Erdbodens untergebracht. Dagegen besteht das mitteldeutsch-fränkische Haus aus einem Gehöft, in dem die getrennten Wohn-, Wirtschafts- und Stallräume um einen viereckigen Hof geordnet sind. Auch sind zum wenigsten die Wohngebäude in Geschosse geteilt, ähnlich wie das beim Bürgerhaus der Fall ist. Ebenfalls mehrgeschossig ist das oberdeutsch-alpine Haus, doch ist es insofern dem sächsischen Haus verwandt, als es äußerlich wieder ein Einheitshaus ist, dagegen sind im Innern Mensch, Vieh und Wirtschaft unter demselben Dache voneinander getrennt. Abb. 114 gewährt uns einen charakteristischen Einblick in einen fränkischen Bauernhof, der freilich einem besonders reichen Bauern in einem wohlhabenden Dorfe zugehört haben muß. Um den weiten Wirtschaftshof sind die den verschiedenen Zwecken dienenden Gebäude gruppiert, die durch die niedrige nahezu fensterlose Mauerwand sowie das unverhältnismäßig hohe stroh- oder schilfgedeckte Dach ein eigenartiges Gepräge erhalten. Ursprünglich waren die Häuser aus Lehm gebaut, später in Fachwerk errichtet, und sogar die Dorfkirche war, wie Abb. 112 zeigt, meist ein Fachwerkbau. Der Steinbau führte sich nur ganz vereinzelt auf dem Lande ein; voran gingen da die Kirche und andere hervorragendere Gebäude.

12. Bildhauerkunst. (Abb. 115—125.)

Bis ins 11. Jahrhundert kann von deutscher Bildhauerkunst nicht gesprochen werden. Was vor 1000 auf deutschem Boden an plastischen Arbeiten geschaffen wurde, ist primitive Kunst oder soweit sie höher steht, unter der Nachwirkung der Antike stehende geringwertige römische Provinzialkunst. Erst im 10. und 11. Jahrhundert begannen sich nationale Kräfte zu regen, und seit dem 12. Jahrhundert gewann man allmählich die Fähigkeit, die Formen der Natur zu erkennen und darzustellen. Noch hatte die Kleinplastik in diesem Stadium die Führung, und flächenmäßige Behandlung und zeichnerische Mittel hemmten die freie Entfaltung des plastischen Ideals, aber schon im 13. Jahrhundert führte die Entwicklung in schnellem Aufstieg zur vollen Höhe plastischen Könnens; die Jahrzehnte um 1250 stellen die Blütezeit mittelalterlicher deutscher Bildhauerkunst dar. Mit der Einführung des neuen gotischen Baustils aber trat die Plastik von ihrer überragenden Stellung zurück. Sie schloß sich plötzlich und ohne Vermittlung dem neuen Ideale an und büßte damit ihre Eigenart ein. Die Bildhauerkunst ordnete sich den architektonischen Anforderungen unter; an Stelle der lebensvollen Naturwahrheit trat mit der Natur spielende Manier, an Stelle überragender Künstlerpersönlichkeiten Handwerkerbetrieb. Erst in der spätgotischen Zeit stieg man wieder zu bedeutenderen Kunstleistungen empor, und während im 14. und 15. Jahrhundert die angewandte und Grabmalskunst überwog, übernahm zu Ausgang des Mittelalters die Vollplastik wieder die Führung.

Keine geringeren Wandlungen zeigt die Technik. Anfangs entfaltete sich besonders die Steinplastik, doch trat ihr schon früh-

zeitig der Erzguß zur Seite; sie bestimmten die Kunst der romanischen Periode. In der Zeit der Gotik herrschte dagegen die Holzbildniskunst, deren Stil vielfach auch in die Steinbildnerei eindrang. Noch in anderer Hinsicht scheiden sich die beiden Stilperioden. In der Zeit romanischer Kunstbetätigung standen Plastik wie Malerei nahezu ausschließlich im Dienste der Kirche; in den Jahrhunderten gotischer Kunst fügten sie sich mehr und mehr in die Bedürfnisse der aufsteigenden Laienkultur, vor allem des Bürgertums. In diesem stetig extensiver werdenden Kunstbetrieb ist auch der qualitative Abstieg der bildnerischen Arbeiten begründet. Von einer gleichmäßigen Entwicklung der Plastik über ganz Deutschland kann für alle diese Perioden übrigens nicht gesprochen werden, da die Leistungen meist nur einzelnen lokalen Kunstschulen zuhören, die unter sich selten engere Verbindung aufweisen und ebenso plötzlich verschwinden wie sie auftauchen.

Aus den älteren vollplastischen Werken bringt Abb. 115 ein Exemplar der vielverbreiteten Kopfreliquiare, die man auch der Kleinplastik zurechnen könnte. Daß wir es in dem Stück mit einem Porträt Kaiser Friedrich Barbarossas zu tun haben, ist heute ziemlich allgemein anerkannt. Der hohle außen vergoldete Rotguß stellt eine nicht geringe Leistung der Metalltechnik um die Mitte des 12. Jahrhunderts dar. Unverkennbar ist die Individualität des Gesamteindruckes des Gesichtes wie der Einzelzüge, des kurzen Kinnes mit dem spärlichen Vollbart, der kleinen Oberlippe, der spitzen Nase, des blauen Auges, des hohen Schädels mit dem lockigen Haupthaar; das alles stimmt mit der Schilderung, die der staufische Geschichtsschreiber Rahewin vom Kaiser gibt, völlig überein. Obschon keineswegs vollkommen und darstellerisch wie technisch vielfach befangen, beweist das Werk, daß man wenigstens auf dem Gebiete der Metallkunst in der Darstellung der Natur damals schon recht weit gekommen war. In die Höhezeit der Bildniskunst führt uns das aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammende Reiterdenkmal im Dom zu Bamberg, das noch immer unter dem Namen Kaiser Konrads III. geht, obschon es sicherlich eine andere Herrscherpersönlichkeit (Stephan den Heiligen oder Andreas von Ungarn?) darstellt (Abb. 116). Noch ein wenig ungelenk erscheint das Pferd. Aber ganz frei und künstlerisch vollendet ist die Figur des Reiters. Im Sattel etwas zurückgelehnt, mit der Linken die Zügel haltend, mit der Rechten die Mantelschnur emporziehend, bietet er das Bild stolzen Selbstbewußtseins und verträumter Eleganz, deren Vereinigung jener Generation als Ideal im Sinne ritterlicher Kultur vor Augen stand. Dagegen repräsentiert die westfälische Madonna (Abb. 117) sehr bezeichnend die handwerksmäßige Bildniskunst der gotischen Periode. Die lebensvolle Kraft ist zurückgedrängt zugunsten einer schematischen Behandlung des Körpers, der im Stile der Gotik in den Hüften ausgeschwungen ist, und des Gesichtes, das leer bleibt oder mit einem nichtssagenden Lächeln ausgestattet wird. Erst die Kunst eines Adam Krafft am Ausgang des 15. Jahrhunderts, wie etwa das gefällige Relief an der Wage in Nürnberg (Abb. 221) erhebt sich wieder zu der Höhe der Kunstwerke des 13. Jahrhunderts. Eine dieser Arbeit ebenbürtige Leistung ist die reizende dekorative, von Meister Erasmus Grasser geschaffene Holzfigur eines Tänzers, der mit neun Genossen den Wappenfries des Tanzsaales im alten Münchner Rathaus schmückt (Abb. 245) und zu den ersten Werken profaner gotischer Holzbildnerei gehört. In der lebendigen

Durchbildung der Figur und in der schwungvollen Durchführung der lebhaften grotesken Bewegung äußert sich volle Meisterschaft.

Eine wichtige Rolle spielt die Plastik im Dienste der städtischen Ausschmückung, und auch in diesen Standbildern und Brunnen steigt man zu hoher Meisterschaft empor. Abb. 119 gibt ein Beispiel der für das Mittelalter seltenen Tierskulpturen. Herzog Heinrich der Löwe ließ 1166 diesen Löwen als Symbol seiner Herrschermacht vor der Burg Dankwarderode in Braunschweig aufstellen. In der Stilisierung der Körperteile, in der kraftvollen Lebenswahrheit muß das Standbild als die ureigenste Schöpfung der glänzenden niedersächsischen Erzgußschule jener Zeit angesehen werden, und es stellt vielleicht die größte Höhe des romanischen Stils dar. Zahlreicher sind die Brunnen. Obschon bereits in gotischer Zeit entstanden (1408) gibt der auf dem Altstädtischen Markt in Braunschweig stehende Schalenbrunnen noch ziemlich getreu den romanischen Aufbau wieder (Abb. 118). Aus dem obersten bereits gotischen Zinnentürmchen fällt das Wasser nacheinander in drei runde Schalen, die in ihrer schweren massigen Gestalt noch ganz von romanischem Stilgefühl beherrscht sind. Den gotischen Geschmack zeigt der Brunnen auf dem Marktplatz in Urach von 1495 (Abb. 120), der in seinem gotischem Architekturwerk sich aufbauenden Türmchen zu den vielen Nachahmungen des vorbildlichen „Schönen Brunnens" in Nürnberg zählt.

Aber die Regel bleibt doch die enge Verbindung der Bildhauerkunst mit der Kirche. Auf die viel geübte plastische Behandlung einzelner Teile kirchlicher Architektur ist früher eingegangen. Hier sei nochmals vor allem auf den Lettner in der Gelnhauser Pfarrkirche (Abb. 82) hingewiesen, dessen in den Zwickeln angebrachte Figuren erkennen lassen, welch Reichtum an Phantasie bei diesen biblischen und legendaren Schilderungen — in unserm Falle handelt es sich um das jüngste Gericht — wirksam war. In stetem Lernen stieg man von konventioneller Behandlung zu naturgetreuer Darstellung empor, und gleichen Schritt hielt damit die Wiedergabe des ornamentalen Schmuckes.

Ein besonderes Interesse wandten die Bildhauer natürlich dem Altar zu, der in seinem mannigfaltigen Aufbau den Hauptschmuck der Kirche bilden sollte. Mit der fortschreitenden Entwicklung ergab sich eine immer reichere Ausstattung und zumal der Aufsatz nahm immer größere Dimensionen an. Abb. 121 stellt ein typisches gotisches Altarwerk dar. Das geschnitzte Mittelstück mit der Madonna und vier Heiligen unter gotischem Rankenwerk in der schon erwähnten leicht geschwungenen Linie des Körpers ist eine Musterleistung des Saalfelder Schnitzers Valentin Lendenstreich von 1498; die beiden an Martin Schongauer angelehnten bemalten Flügel mit der Geburt Christi und der Anbetung der heiligen drei Könige, die farbige Predella mit dem Schweißtuche der heiligen Veronika, die feine ornamentale Krönung mit dem Kruzifix: diese üblichen Einzelteile sind durch einen einheitlichen Zug zu einem geschlossen wirkenden Ganzen zusammengefügt, das im Chor einer Dorfkirche oder Burgkapelle die Blicke der Gläubigen wohl auf sich lenken konnte. Freilich erreichten diese Altarwerke, die bis etwa 1530 in reicher Zahl entstanden sind, mit ihrem handwerksmäßigen Anstrich weder die Höhe der Bildhauerei des 13. Jahrhunderts noch die der spätgotischen Vollplastik.

Vielleicht den besten Überblick über die Entwicklung des Stils und des Könnens der mittelalterlichen deutschen Plastik geben die vier Grabsteine der folgenden Tafel. Die Grabplatte Widukinds in der Kirche zu Enger (Abb. 122), die Anfang des 12. Jahrhunderts in der Kunstschule der Paderborner Benediktiner hergestellt wurde, bezeichnet die älteste nationale Periode und gehört zu den frühesten Äußerungen des romanischen Stils. Ihr Hauptmerkmal

ist die lineare, zeichnerische Behandlung der Gestalt, die bei ihrer starren Auffassung Porträtzüge noch in keiner Weise besitzt. Sehr viel freier ist schon das Grabmal der Äbtissin Gertrud in der Stiftskirche zu Quedlinburg, das Ende des 13. Jahrhunderts in der blühenden sächsischen Kunstschule geschaffen wurde (Abb. 123). Es offenbart bereits eine gute Fähigkeit der Darstellung der menschlichen Gestalt und besitzt auch wohl nicht geringen Porträtwert. Ein vollendetes Porträtwerk und das erste vollkommene Porträt eines deutschen Kaisers überhaupt besitzen wir in dem wenig später von einem rheinischen Meister geschaffenen Grabstein Rudolfs von Habsburg im Speirer Dome (Abb. 124). Wir erkennen das volle Vorhandensein des Wirklichkeitssinnes, die volle Naturwahrheit eines am lebenden Modell studierenden Künstlers, der zugleich das technische Vermögen besitzt das Gesehene getreu wiederzugeben. Dies Wollen und Können blieb auch in der gotischen Periode erhalten, aber wie bei den andern Zweigen künstlerischer Betätigung wurde es auch auf dem Gebiete der Grabkunst zur Manier. Das Stiftergrab der Grafen Rott in der Benediktinerkirche zu Rott (Abb. 125) läßt dieses glatte Handwerksmäßige wohl erkennen, zeigt aber zugleich, wie die Menschen dieser spätmittelalterlichen Zeit darauf bedacht waren, in all ihren Würden und Verdiensten vor der Nachwelt zu erscheinen. Dem entspricht die Zunahme der Hoch- und Wandgräber gegenüber den im Boden liegenden oder nur wenig darüber sich erhebenden Grabsteinen seit dem 15. Jahrhundert; der zweite Band dieses Atlas wird solche Abbildungen bringen.

13. Malerei und zeichnende Künste. (Abb. 126—130.)

Gebundener als die Bildhauerkunst erscheint die deutsche Malerei des Mittelalters. Auch sie entwickelte sich aus primitiven Anfängen zu bedeutenden nationalen Leistungen, ohne freilich vor dem Ausgange der mittelalterlichen Zeit die künstlerische Höhe zu erreichen, die die Plastik im 13. Jahrhundert gewann. Nur in einem Zweige vermag sich das malerische Können der eigentlich mittelalterlichen Jahrhunderte mit jenen hochstehenden Werken der Skulptur zu messen, in der Glasmalerei.

Was das Mosaik in der Zeit des Altertums ist das Glasgemälde im Mittelalter. Aus dem Mosaik, dem halbvergessenen antiken Erbe, herausgewachsen verbreitete sich die Glasmalerei seit dem 11. Jahrhundert von Süddeutschland her über ganz Deutschland und nahm mit der Erfindung der sog. Überfanggläser im 14. Jahrhundert, die mit den aneinandergeschmolzenen verschiedengefärbten Glasplatten Farbenabtönung und -gegensatz möglich machten, eine außerordentliche Entfaltung. Sie wurde geradezu die Malerei der Gotik und die hohen Kirchenfenster mit den satten Farben wie den kunstvollen Darstellungen tragen wesentlich zu dem feierlichen Eindruck der Dome bei. Abb. 126 bringt einen Ausschnitt aus den im 15. Jahrhundert geschaffenen Glasmalereien der Münchner Frauenkirche. Die Geißelung Christi erscheint als stark bewegte Handlung, und der realistische Zug mit der Betonung der Einzelheit nähert die Darstellung dem wirklichen Gemälde. Zwei Generationen später hat diese zunehmende Preisgabe des monumentalen Charakters die Glasmalerei auf deutschem Boden einem schnellen Verfalle entgegengeführt.

Die ursprünglichste Äußerung malerischen Schaffens ist die Buchmalerei. Bei dem hohen Werte, den die Handschriften der Evangelien,

des Psalters usw. in ältester Zeit besaßen, wurde auf deren Ausschmückung eine besondere Liebe verwandt. Nordische Eigenart war die Initialornamentik, d. h. die ornamentale Ausmalung großer Anfangsbuchstaben, die sich von Irland aus über die fränkischen Gebiete verbreitete und durch das ganze Mittelalter hindurch geübt wurde (Abb. 172 und 176). Seit dem 9. Jahrhundert trat jedoch ihre Bedeutung zugunsten der rein malerischen Wiedergabe von Szenen und Vorgängen zurück. Zahllos sind die Äußerungen dieser schlichten Miniaturkunst, und nicht nur als kunstgeschichtliche Quellen sind sie trotz aller Unscheinbarkeit von höchstem Werte sondern auch als Zeugnisse frühmittelalterlichen Kulturlebens, wennschon die vorwiegende Beschränkung auf biblische Stoffe und die naiv schaltende Phantasie dafür ihre Zahl stark zusammenschrumpfen läßt. So mannigfaltig ihr Charakter im einzelnen ist und so sehr auch lokale Verschiedenheiten Geltung haben, so überwiegen doch im ganzen die Gemeinsamkeiten; immer wieder kehrt die prunkvolle ornamentale Ausstattung und im Bilde selbst das Festhalten an der altchristlich-römischen Tradition. Die Darstellungen des Evangeliars, das Erzbischof Egbert von Trier gegen Ende des 10. Jahrhunderts durch zwei Mönche der Reichenau anfertigen ließ (Abb. 127), weisen mit der einfachen Schilderung der Handlung, der Charakteristik der Persönlichkeiten durch lebhafte Handbewegungen, dem Mißverhältnis der Architektur noch ganz diesen Typus auf. Im Laufe des 11. Jahrhunderts ergibt sich keinerlei Änderung (Abb. 28, 29 und 172), so daß von der karolingisch-ottonisch-salischen Periode als einer Einheit gesprochen werden kann. Ein Dilettantenwerk wie die Illustrationsarbeit der Äbtissin Herrad von Landsberg in dem 1175 von ihr für die Nonnen des Odilienklosters zusammengetragenen „Lustgarten“ (Abb. 46 und 166) läßt zwar ein Nachlassen des Schematismus bemerken, aber die Fähigkeit zu individualisieren und charakterisieren, die man im 13. Jahrhundert auf dem Gebiete der Plastik erlangte, stellte sich nicht ein, wie die Arbeiten des Malers der Manessehandschrift (Abb. 208 und 212), der „Romfahrt König Heinrichs VII.“ (Abb. 204, 211 und 230), wie der Otto von Freising-Handschrift (Abb. 45) zeigen. Erst im 15. Jahrhundert als die zeichnenden Künste zur Entfaltung gelangten, ergaben sich im Sinne realistisch-naturgetreuer Schilderung vollendete Leistungen, wie sie aus unsern Abbildungsmaterialien in den Beispielen 40, 69, 206, 217, 233, 235 zu erkennen sind. Jedoch hatte die Buchmalerei in diesem Stadium bereits den Charakter der Miniatur vielfach eingebüßt.

Neben der Buchmalerei wurde auch die monumentale Wandmalerei frühzeitig auf deutschem Boden gepflegt, aber nur geringe Reste haben sich davon erhalten. Vielfach wurden die Wände und Decken der romanischen Kirchen, Pfalzen und Burgen in breiter Fläche mit groß angelegten Freskengemälden bedeckt, aber das Können blieb verhältnismäßig gering. Auch in der monumentalen Wandmalerei wirkte die altchristlich-römische Tradition nach, und obschon auch sie sich infolge der steigenden Kenntnis der Natur allmählich freier entfaltete, erhoben sich die hauptsächlich der Bibel entnommenen Kunstwerke nur in wenigen Beispielen, wie etwa in den Leistungen der Gurker und Kölner Schule, zu wirklicher Höhe. Wie steif die Darstellungen trotz alles Strebens nach feierlicher Erhabenheit blieben, zeigt das aus dem 12. Jahrhundert stammende Wandbild in der Kirche von Neuenbecken (Abb. 128); es ist dem Künstler nicht gelungen, die zum Abendmahl vereinigten Gestalten Christi und der 12 Apostel auf der ihm zur Verfügung stehenden Wandfläche zu gruppieren, und dieses Mißverhältnis zerstört den Eindruck der in lebendiger Handlung individuell aufgefaßten Einzelfiguren. In der gotischen Periode trat, unter dem Einfluß der veränderten architektonischen Verhältnisse, die monumentale Malerei zugunsten der Glasmalerei zurück, doch blieb neben dieser

die dekorative Wandmalerei in dauernder Geltung. Zwar hat sich auch von solchen Arbeiten nur wenig erhalten, aber wir haben anzunehmen, daß in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters die Innenwände der Klöster, Burgen und Bürgerhäuser mit malerischem Schmuck vielfach bedeckt waren. Wie reich eine solche Bemalung sein konnte, lehrt das sog. Musikzimmer im Stift St. Peter zu Fritzlar, in dem der Kantor des Klosters die Singübungen der Stiftsschüler abhielt, einer der wenigen im ursprünglichen Zustande erhaltenen mittelalterlichen Innenräume (Abb. 129). Das zarte Rankenwerk an Wand und Decke mit dem die vier Wände umziehenden ornamentalen Fries und der Kreuzigungsdarstellung an der einen Querwand läßt diesen Wandschmuck mit der vielgerühmten Wandbemalung des Altertums wetteifern.

Den Höhepunkt der Entwicklung erreichte die Malerei im 15. Jahrhundert mit dem Durchsetzen der Tafelmalerei, die gegen Ende des 14. Jahrhunderts den Vorrang gewann und in den Schulen von Prag, Köln, vom Oberrhein und von Nürnberg ihre bedeutendsten Äußerungen hatte. Mit ihr erst gelangte man dazu die malerische Darstellung in ihrem Selbständigkeitswerte zu betonen. Aber nur langsam wuchs man aus der gotischen Tradition der schlanken gezierten Gestalten heraus, um dann unter dem Einflusse des Realismus jenen halb weichen, halb kraftvoll derben Stil auszubilden, der als eine unmittelbare Äußerung der neuen deutschen Volkskunst aufzufassen ist. Schon stieg ein Stephan Lochner bis zur meisterhaften Beherrschung der Natur wie der Komposition auf, aber nur wenige Künstler vermochten ihm zu folgen. Das in Abb. 130 wiedergegebene Kreuzigungsbild des Kölnischen Meisters der Heiligen Sippe kennzeichnet das Durchschnittskönnen der Tafelkunst des 15. Jahrhunderts. Mit den lebhaft bewegten, wenn auch schlecht geordneten Gruppen nähert sich der Künstler dem Ziele die Wirklichkeit darzustellen, aber seine Zeichnung ist noch unsicher, die Kenntnis des Körpers noch gering, und so ergibt sich eine bevorzugende Betonung des Einzelnen, eine Vorliebe für das Genrehafte, das uns freilich manche interessante Einblicke in Leben und Treiben der Zeit gewährt. Die Einheit des Werkes liegt weniger in der nicht befriedigenden Komposition als in der über das Ganze ausgegossenen märchenhaften Stimmung. Auch das technisch vollkommenere Altarwerk eines in den Niederlanden geschulten Lübecker Meisters (Abb. 205) schwingt sich nicht zur vollen Höhe malerischen Schaffens empor, obwohl die Figuren zu voller künstlerischer Proportion und Porträtmäßigkeit gesteigert sind. Was der Vollendung noch fehlte, die Erfassung des Gesetzmäßigen in den Maßen und Verhältnissen, die Verinnerlichung und Vereinheitlichung der Handlung und der an ihr beteiligten Menschen und Dinge: das ist der Gewinn der nächsten Generation eines Holbein und Dürer; davon wird das zweite Bändchen zu sprechen haben.

Dagegen bedarf es an dieser Stelle noch des Hinweises auf die Entfaltung der zeichnenden Künste im 15. Jahrhundert. Zur deutschen Eigenart gehört die große Bedeutung, die der seit dem dritten und vierten Jahrzehnt aufkommende Holzschnitt und Kupferstich in deutschen Landen gewannen. Sie trugen dem volkstümlichen Zuge Rechnung, der der deutschen Kunst im Gegensatz zur romanischen stets innewohnte, und machten sie zu einem Allgemeingute.

Mit ihrer Hervorhebung des Wesentlichen der Handlung und der Persönlichkeit wirkten sie erziehend auf das Volk, das auf Jahrmärkten und Kirch-

weihen diese Stücke kaufte um mit ihnen das Heim zu schmücken. Nur von wenigen Künstlern kennen wir die Namen (Abb. 226, 241, 243), und erst um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts treten uns Graphiker wie Zasinger, Meckenem, Dürer, Ostendorfer als Persönlichkeiten entgegen, aus deren reichem künstlerischem Werk dieser Atlas manches Stück bringt (Abb. 50, 85, 100, 108, 113, 114, 139, 197, 209, 210, 228, 229). Eine weitere Steigerung der Verbreitung ergab sich, als die Buchillustration sich zu Ausgang des 15. Jahrhunderts einbürgerte (Abb. 27, 32, 33, 41, 42, 43, 68, 71, 97, 107, 165, 168, 169, 170, 171, 179, 181, 182, 183, 186, 188, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 199, 200, 202, 207, 214, 215, 222, 223, 225, 227, 231, 232, 239, 240), die eine noch wichtigere Quelle dieser Zusammenstellung ist. Überaus reich ist der stoffliche Inhalt dieser Kunstgattung, und es entspricht dem Eingehen auf das Interesse des Volkes, daß neben den biblischen Szenen mehr und mehr Vorgänge des täglichen Lebens dargestellt wurden, ja daß sich, etwa mit der Herstellung von Spielkarten, der Künstler selbst in den Dienst des täglichen Lebens stellte. Man darf sagen, daß sich in keiner Hinsicht der über das 15. Jahrhundert hingehende Prozeß der Zersetzung mittelalterlicher Anschauungen so klar erkennen läßt wie in dieser erfolgreichen Werbetätigkeit einer ganz weltlich gewordenen Kunst im weiten Kreise des deutschen Volkes.

14. Möbel und Hausrat. (Abb. 131—139.)

Vom Mobiliar der früh-mittelalterlichen Jahrhunderte können wir uns nur eine sehr geringe Vorstellung machen. An Möbelstücken hat sich nahezu nichts erhalten, und Miniaturen oder andere bildliche Darstellungen geben uns kaum mehr Anhalt als literarische Mitteilungen. Soviel ist sicher, daß wir uns die Wohnungseinrichtung jener älteren Zeit nicht schlicht und dürftig genug vorstellen dürfen. Im ganzen scheinen sich die Möbel damals auf Tisch, Bett und Schreibpult beschränkt zu haben, die nur mit Hilfe von Drehbank und Schnitzmesser höchst primitiv gearbeitet waren, während die Sitzgelegenheit die an der Wand entlang laufende Bank, den Schrank die verschließbare Wandnische bildete. Auch die Burgen dürften nicht viel anders ausgestattet gewesen sein, und nur in der Verzierung und Ausschmückung werden sich die Möbel des Edelmanns von denen der unteren Schichten unterschieden haben.

Eine wesentliche Umgestaltung ergab sich mit dem Aufstieg eines wirtschaftlich selbständigen Bürgertums. Zwar nahm in der spätromanischen Zeit — für das Mobiliar die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts — die Zahl der Möbel nur unbedeutend zu, aber das einzelne Stück wurde reicher ausgestaltet und sehr viel ansehnlicher. Der Giebelschrank in der Sylvesterkirche zu Wernigerode (Abb. 131) gehört, wenn auch als späte Äußerung, dieser Periode an, für die die Kistenkonstruktion charakteristisch ist. Man fügte die Bretter stumpf aneinander und verband sie durch Eisenbeschläge und Nägel; das Eichenholz und das verhältnismäßig

reiche Rankenwerk im Aufsatz kennzeichnen das Stück als niederdeutsche Arbeit.

Gut orientiert sind wir erst für die gotische Zeit, da guter Geschmack und Freude am Kunstwerk auch bereits in die Bauernstube zu dringen begannen. Über das Wohnungsinnere dieser spätmittelalterlichen Periode ist bereits früher gesprochen (Abb. 107 und 108 und Text S. 35—36); hier bedarf es noch des Eingehens auf das Einzelne, von dem wir hinreichend Beispiele besitzen. Jetzt erst lernte man wirklich tischlermäßig arbeiten. Man gab die Kistenkonstruktion auf und ging zur Herstellung von Rahmen und Füllung über; das wirkte im Sinne der Gefälligkeit und Beweglichkeit. Auch die Zahl der Möbelarten vermehrte sich beträchtlich, und es entwickelten sich räumliche Verschiedenheiten. Für Norddeutschland bestimmend blieb das eichene Material und die Rankenverzierung, während sich in Süddeutschland die Verwendung der Nadelhölzer einbürgerte und die Verzierung sich auch auf das gotische Maßwerk ausdehnte, wie denn der Süden überhaupt mannigfaltigere Formen pflegte.

Ganz den Charakter der älteren Zeit behält die Truhe, die ihrem Zwecke entsprechend kastenförmig bleibt (Abb. 138). Dieses weit verbreitete Möbel wird jedoch auch als Sitzgelegenheit dienstbar gemacht; Abb. 137 führt das Beispiel einer Truhenbank mit umklappbarer Rückenlehne vor, die also ein Niederlassen von beiden Seiten her möglich macht. Der Schrank, dessen ungefüger Umfang das Aufstellen außerhalb des Wohnzimmers auf der Diele nötig macht, setzt sich aus zwei übereinandergestellten Truhen zusammen, die sich mit je zwei Türen öffnen; eine Zierleiste verdeckt die Zusammensetzung und dem Sockel entspricht ein Gesims (Abb. 133). Trotz der Größe wirkt dieser Schrank gefällig, aber seine Verbreitung blieb zunächst auf Süddeutschland beschränkt, während der Norden an der schweren romanischen Form festhielt. Der Tisch baute sich meist auf dem sog. Bockgestell auf, den zwei durch Querbalken verbundenen Bretterwänden, über die die Tischplatte gelegt wurde; der Tischkasten wurde bereits eingefügt (Abb. 132). Wenn der mittelalterliche Tisch meist auch schlichte Werkstattarbeit blieb, so fing man am Ausgang des 15. Jahrhunderts an, ihn mit feinem Schnitzwerk auszustatten (Abb. 108, 188, 192 und 193) und mit den reicher geschmückten sonstigen Möbeln in Einklang zu bringen. Auch die Bettstatt nahm gefällige Formen an. Der hölzerne Baldachin, der vielfach mit Zierfüllungen versehen wurde, durfte nicht fehlen (Abb. 135), und indem auch das Fußende mit einem Überbau ausgestattet wurde, schloß sich zuletzt die Bettstelle zu einer Art Gehäuse zusammen. Selbst der Stuhl erhielt einen repräsentativeren Charakter, und aus dem schlichten dreibeinigen Schemel entwickelte sich ein wuchtiger vierbeiniger Sessel, der sog. Bischofsstuhl, dessen Formen an die Antike erinnern (Abb. 136). Eine Besonderheit des süddeutschen Zimmers war schließlich der Waschkasten. Diese dreiteiligen Schränkchen, deren mittlerer Teil das Waschbecken und den Wasserbehälter aufzunehmen hatte, stellen sich in ihrer schlanken Gestalt mit der meist reichen gotischen Ornamentik überaus reizend dar und hatten an dem harmonischen Zusammenklang des Wohnraumes einen wichtigen Anteil (Abb. 134).

Mit welch mannigfaltigem Gerät sonst das deutsche Haus des Mittel-

alters angefüllt war, das sagt uns volkstümlich-drastisch der um 1475 entstandene Kupferstich des Hanns Paur, der — wie der in der Mitte stehende Vers zum Ausdruck bringt — den auf blumiger Wiese sitzenden Brautleuten vor Augen führen will, was zur Gründung des Hausstandes gehöre; doch vermochte der Künstler dem eignen Geständnis zufolge bei der Zusammenstellung nicht den zehnten Teil zu berücksichtigen (Abb. 139). Von Bottichen und Tiegeln bis zu Eiern und Würsten marschieren hier, teilweise mit derbem Humor dargestellt, die Gebrauchsgegenstände des Hausherrn und der Hausfrau auf, und es läßt sich erkennen, daß die bürgerliche Wohnungseinrichtung, die uns in dieser Zusammenstellung vor allem vorgeführt wird, damals bereits recht vielseitigen Charakter hatte (siehe auch Abb. 107, 225 u. 228).

Über zwei Dinge sei an dieser Stelle noch gesprochen, über Beleuchtung und Heizung. Trotz der Bedeutung, die sie bei den langen Nächten und der Kälte während der Winterszeit für die Deutschen hatten, gelangte man im Mittelalter zu keiner befriedigenden Vervollkommnung. Seit der Völkerwanderung dienten mit tierischem Fett, später mit Öl gefüllte Napfgefäße, in denen der Docht steckte, als Beleuchtungskörper; der Hängeleuchter im Erfurter Dom (Abb. 141) z. B. trug an den Kettchen eine sternförmige Schale, die als ewige Lampe — Judenlampe — gebraucht wurde. Die Form der römischen Laterne war anfangs selten und zunächst nur unter den kirchlichen Geräten vertreten (Abb. 158), führte sich später aber allgemein ein. Die weiteste Verbreitung gewann im 14. und 15. Jahrhundert die Kerze, die nach römischen Vorbildern gearbeitet und auf Standleuchtern (wie Abb. 142) oder Kronleuchtern, besonders in der Form der beliebten Leuchterweibchen (Abb. 108), angebracht wurde. Die Feuerstatt, die ursprünglich in der Mitte des Wohnraumes sich befand, rückte mit der Verbesserung der Hausarchitektur an die Wand, und statt der Öffnung in der Decke über dem offenen Feuer (Abb. 225) erstand der Herd, Kamin und Ofen mit dem Schornsteinabzug des Rauches, aber in jedem Falle beschränkte sich die Heizbarkeit auf wenige Räume des Hauses. Herd (Abb. 107) und Kamin (Abb. 228) hatten wohl von vornherein die geläufige Gestalt, die im Laufe der Zeit nur formvoller wurde, und auch im verwendeten Material haben sich keine das Wesen berührende Veränderungen ergeben. Dagegen erfuhr der Ofen im Laufe der Zeit starke Wandlungen. Zunächst ganz kunst- und schmucklos setzte er sich seit dem 13. Jahrhundert aus Kacheln zusammen, die seit dem 14. Jahrhundert glasiert wurden. Mit der Entwicklung der Inneneinrichtung wurde er immer zierlicher und reicher, um schließlich zu dem Prunkstück zu werden, wie es in der goldnen Stube auf der Veste Hohensalzburg aufgestellt ist (Abb. 96; vgl. S. 50).

15. Einzelne kunstgewerbliche Zweige. (Abb. 140—164.)

Das Kunstgewerbe hat für die frühe Zeit des Mittelalters eine besondere Bedeutung. Zu einer Zeit als das Erbe der Antike vertan war und als sich aus primitiven Anfängen heraus nationale Kunstformen entwickelten, hatte der Kleinkünstler neben dem Architekten die Führung. Das Kunsthandwerk entfaltete sich schneller als die monumentale Kunst, und während Bildhauerkunst und Malerei noch in den ersten Anfängen steckten, stieg das Kunstgewerbe bereits zu bedeutenden Leistungen empor. Ja aus den Reihen der Kunsthandwerker wuchsen schließlich die Bildhauer und Maler

hervor; das Handwerk ist in mancher Hinsicht der Lehrmeister der monumentalen Kunst.

Drei Perioden lassen sich in der Entwicklung des Kunstgewerbes auf deutschem Boden unterscheiden. Im 10. und 11. Jahrhundert gehörte es ganz der klösterlichen Betätigung an. Man schaffte allein für die Kirche und verfuhr in Stil wie Technik nach byzantinischen Vorbildern. Seit dem 12. Jahrhundert bemächtigte sich indessen das weltliche Handwerk des Kunstgewerbes, und wenn man auch weiter im Dienste der Kirche tätig war, so verband sich nun die byzantinische Richtung mit einer germanischen, und erst diese zweite bis um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts reichende Epoche darf als die wirklich romanische angesehen werden. Eine völlige Umgestaltung erfuhr das Kunstgewerbe schließlich mit seiner Wendung in die Gotik. Es machte sich jetzt von der führenden Architektur abhängig und übernahm den Vorrat der mannigfaltigen Zierformen der Baukunst, doch hatte diese Unterordnung eine bedeutend gesteigerte Straffheit im Aufbau der Geräte zur Folge. Gleichzeitig trug man den weltlichen Anforderungen in wachsendem Maße Rechnung, so daß sich im 15. Jahrhundert Arbeit für die Kirche und Arbeit zugunsten der Laienkultur etwa die Wage halten mochten. Und in demselben Verhältnis wie das Bürgertum an Bedeutung gewann, vollzog sich die Entwicklung vom aristokratischen Idealismus zum bürgerlichen Realismus; der Werdegang des Kunstgewerbes entspricht für diese gotische Zeit dem der übrigen Kunstzweige.

Es seien nun kurz die einzelnen Gebiete kunstgewerblicher Tätigkeit besprochen. Ihre nahe Berührung mit Zweigen monumentaler Kunst macht freilich eine strenge Scheidung nicht möglich, so daß auf jene voranstehenden Abschnitte verwiesen sein mag.

Erzguß. Aus ältester Zeit her bereits geübt, gelangte der Erzguß namentlich in der romanischen Periode zu hoher Blüte; es sei erinnert, daß so einige lokale Schulen wie die zu Hildesheim, Braunschweig, am Niederrhein unvergängliche Meisterwerke der Plastik geschaffen haben. Auch auf dem Gebiete des Kunstgewerbes waren die Gießer in diesen Jahrhunderten mit großem Erfolg tätig. Die Hängeampel im Erfurter Dom, die noch aus dem Beginne des 11. Jahrhunderts stammt, verdient trotz der noch rohen Ausführung der vier unzusammenhängenden Bilderreihen größte Beachtung und beweist, daß auch außerhalb einer regelrechten Kunstschule frühzeitig Wertvolles geleistet wurde (Abb. 141; vgl. S. 47). Technisch höher steht der Fritzlarer Standleuchter (Abb. 142), der um 1200 gefertigt den Typus des dreifüßigen mit romanischem Rankenwerk und allegorischen Tiergestalten geschmückten Kerzenhalters darstellt. Als ein rechtes Werk der romanischen Kunstperiode spricht auch der bronzene Türgriff mit all der Wuchtigkeit des stilisierten Löwenkopfes zu uns (Abb. 159). In der Zeit der Gotik trat der Erzguß stark zurück, und es lassen sich nur ziemlich mittelmäßige Leistungen feststellen. Immerhin erfahren auch einfache Gebrauchsgegenstände in der

Gußherstellung sorgfältige Behandlung, wie das Heringsmaß (Abb. 220) erkennen läßt. Erst mit dem Übergang in die Renaissance erlebte der Erzguß eine klassische Wiederauferstehung in der Kunstschule Peter Vischers zu Nürnberg.

Goldschmiedekunst. Was der Erzguß für die romanische Periode, bedeutet die Goldschmiedekunst für die gotische. Seit dem 13. Jahrhundert beherrschte sie durchaus das kunstgewerbliche Gebiet und mehr als irgend ein anderer Zweig diente sie den aufsteigenden weltlichen Schichten. Nur einige Beispiele können hier aus der mannigfaltigen Fülle der erhaltenen Goldschmiedearbeiten vorgeführt werden. — Soweit sie für kirchliche Zwecke bestimmt waren, schuf man mit besonderer Vorliebe Reliquiare, die aus verschiedenstem Material und in verschiedenster Gestalt hergestellt wurden. Abb. 143 bringt ein solches noch der romanischen Periode angehörige Stück in Becherform; es ist in reinem Gold getrieben und mit Edelsteinen besetzt. Auch das in Abb. 147 wiedergegebene Quedlinburger Äbtissinnenkreuz ist als Reliquiar eingerichtet, jedoch zugleich als Schmuckstück gedacht, denn es wurde um den Hals getragen. Die in das Silber eingeschnittene Figur des Gekreuzigten und die Symbole der vier Evangelisten lassen den strengsten romanischen Stil erkennen. Der mitraförmige Behälter (Abb. 144) gehört zu den sog. Hedwigsgläsern, d. h. den geschliffenen Krystallgläsern, die orientalischen Ursprungs sind und nach drei von der heiligen Hedwig von Schlesien gebrauchten Gläsern ihren Namen haben. Meist in der Kreuzzugszeit nach Europa gebracht, wurden sie hier gern zu Reliquiaren verarbeitet; die fein gravierte Fassung des Quedlinburger Stückes stammt aus dem 15. Jahrhundert. Den gotischen Charakter in seiner ganzen Vollkommenheit zeigt das reizende Kapellen-Reliquiar in der Wallfahrtskirche zu Heiligenstadt (Abb. 145). Aus Silber, das teilweise vergoldet ist, hat es der Künstler mit liebevoller Sorgfalt einem Kirchlein nachgearbeitet, von den Fenstern mit reichem Maßwerk und dem turmverzierten Chorerker bis zum hohen Dach, das den Deckel bildet, und den zierlichen Windfähnchen hinauf. — Ein andrer viel gearbeiteter Gegenstand der Goldschmiedekunst war der Kelch, der in unzähligen Exemplaren, besonders des 15. und 16. Jahrhunderts, über Deutschland verbreitet ist. Während der romanische Kelch mit der halbkugelförmigen Kuppe, dem als plattgedrückte Kugel erscheinenden Knauf und dem scheibenförmigen Fuß im ganzen eine gedrungene Gestalt aufweist, ist der gotische Kelch mit der kegelförmigen Kuppe und dem höhern Fuß sehr viel schlanker, und seine Verzierung wird immer reicher. Ein mit allem gotischen Beiwerk ausgestattetes Stück stellt der 1487 gefertigte Kelch aus dem Kloster Amelungsborn dar (Abb. 146). — Kostbare Goldschmiedearbeiten sind auch die Handschriftendeckel der frühmittelalterlichen Zeit. Eins der frühesten Beispiele ist der kostbare aus der Werkstatt des heiligen Bernward von Hildesheim stammende Einband (Abb. 178). — Besonders wichtig ist natürlich der Schmuck. Aus der romanischen Periode haben sich nur außerordentlich wenig Gegenstände erhalten, weil entgegen dem früheren deutschen Brauche seit der Karolingerzeit den Toten kein Schmuck mehr ins Grab mitgegeben wurde. An die merowingisch-karolingische Kunst erinnert noch die aus dem 12. Jahrhundert stammende kupfervergoldete Buckelagraffe, die in ihrer durchbrochenen Arbeit mit Drachen- und Perlenverzierung den schweren ernsten Charakter des romanischen Stils wiedergibt (Abb. 154). Derselben Zeit gehört der bronzene Gürtelbeschlag an, der mit der glücklichen Einordnung des sagenhaften Fischweibchens in den viereckigen Raum halb graziös, halb streng anmutet (Abb. 149). In die gotische Zeit führen die übrigen Stücke: die im 15. Jahrhundert gefertigte silbervergoldete Gürtelschnalle mit dem strenggotischen Ornament (Abb. 150), der aus der gleichen

Zeit stammende (als Rosenkranz benutzte?) goldene Schmuckanhänger mit der fein gearbeiteten durchbrochenen kugelförmigen Kapsel (Abb. 151) und der etwas ältere Goldfingerring, der sich wegen seines eigenartigen spitzdachigen Steins als Judenring erweist (Abb. 152). Hierher gehört auch das gegen Ende des 15. Jahrhunderts gearbeitete silberne Schild der Lübecker Malerzunft (Abb. 219), das mit seiner aus Limoges eingeführten Emailbemalung besonderes Interesse erweckt und auf die Versuche hindeutet, die alte Emailtechnik wieder zu beleben. Die ganze starke Freude des selbstbewußten Bürgertums am Schmuck aber zeigt vor allem der kostbare Schützenschmuck von neun sächsischen Schützengesellschaften (Abb. 224). Die silbernen und wie bei dem eben besprochenen Stück emaillierten Wappen der Städte Meißen, Rochlitz, Leipzig, Geithain, Crimmitschau, Grimma, Freiberg, Borna und Leisnig, die von 1461 und 1513 datieren, sind an einem silbernen Pfeil und einer ornamentgezierten Wappenscheibe zu „der Städte Kleinod" vereinigt. — Auffälligerweise entwickelte sich übrigens im Mittelalter kein eigentlicher Frauenschmuck. Selbst die Schappel, die Stirn- und Haarreifen, trug auch der Mann (Abb. 212), und nur mit den Halsbändern kam zu Ausgang des Mittelalters ein der Frau allein vorbehaltener Schmuck auf.

Elfenbein- und Perlmutterkunst. Als vermeintliche Vermittlerin byzantinischer Kunstformen an die deutsche Plastik steht die Elfenbeinschnitzerei im Vordergrunde des wissenschaftlichen Interesses. In der nachkarolingischen Periode wurde sie besonders in Sachsen gepflegt, und Abb. 178 läßt erkennen, wie auch sie in der Zeit ihrer Blüte ausschließlich kirchlichen Zwecken dienstbar war. Nach einer längeren Unterbrechung nahm die Gotik die Elfenbeinkunst wieder auf, um sie nunmehr auch für den Schmuck vielfach zu verwerten. Abb. 148 gibt einen elfenbeinernen Prunkhaarkamm wieder, der auf den Namen Heinrichs I. getauft ist aber erst dem 13. Jahrhundert angehört. Er weist die übliche schmale und hohe Gestalt mit dem lyraförmigen Griff auf, der mit Rankenwerk und am Rande mit Perlen und Edelsteinen geschmückt ist. Im 15. Jahrhundert führte sich auch der Perlmutterschnitt ein. Das reizende Anhängsel in Silberfassung, das die Krönung Mariae zur Darstellung hat, gehört zum stilvollsten, was die Gotik auf diesem Gebiete geschaffen hat (Abb. 153).

Glaskunst und Keramik. So weit es die Deutschen auf dem Gebiete der Glasmalerei brachten, so wenig leisteten sie in der sonstigen künstlerischen Behandlung des Glases. Durch das ganze Mittelalter hindurch blieben Gestalt und Technik des Hohlglases nahezu unverändert, und bis ins 16. Jahrhundert erhielt sich das deutsche Glas in seiner Eigenart. Abb. 140 gibt solch ein Nuppenglas wieder, so genannt nach den Buckeln und Warzen, die offenbar der Hand einen festeren Halt gewähren sollten. Der Glasschnitt blieb bis ins 16. Jahrhundert unbekannt, und man war auf den Import geschliffenen Krystalls aus dem Orient angewiesen, wie zu Abb. 144 ausgeführt ist. — Dagegen nahm die Keramik auf deutschem Boden wenigstens in einem Zweige eine bedeutende Entfaltung. Während man sich in der romanischen Periode auf die Herstellung von Tonfließen für den Fußbodenbelag beschränkte, entwickelte sich im Zeitalter der Gotik die Ofentöpferei zu großer Höhe. Glasierte Kacheln mit Reliefschmuck lassen sich seit dem 14. Jahrhundert nachweisen, und am Ausgang des Mittelalters (1501) entstand ein Meisterwerk wie der (S. 47) erwähnte Salzburger Ofen (Abb. 96). Auf der andern Seite blieb aber die Gefäßtöpferei bis auf die Leistungen einer hessischen Lokalschule auf einer verhältnismäßig niedrigen Stufe stehen.

Schmiedekunst. Bei der nahen Verwandtschaft mit der Goldschmiedekunst hatte die Schmiedekunst an deren Schicksal lebhaften Anteil, und trotz des schwerer zu bearbeitenden Materials folgte die Stilentwicklung jener

der Schwesterkunst. Zur wichtigsten Tätigkeit des Kunstschmiedes gehörte der Türbeschlag. In romanischer Zeit wagerechte Schienen (Abb. 131), wurden die Angelbänder in der gotischen Periode zu einer über die ganze Tür sich verbreitenden Verästelung gotischen Rankenwerks (Abb. 155); sie wurden so zwar flacher und magerer, aber freier und lebendiger. Auch trat jetzt an Stelle des gegossenen bronzenen Türklopfers mit der Tierkopfplatte (Abb. 159) der einfache gehämmerte eiserne Griff (Abb. 155), und zu ihm gesellte sich der lediglich zum Anziehen und Zurückstoßen der Tür bestimmte Griff, von dem Abb. 156 ein reizendes in Eichenornamentik gehaltenes Beispiel vorführt. Auch die Schloßplatte, die gewöhnlich beilförmig war, wurde mit reichem Zierrat gearbeitet (Abb. 155) und auf die Herstellung der Schlüsselräute und des Schlüsselbarts wurde eine Liebe verwandt, die manchmal das Maß überschreitet (Abb. 157). Gegen Ausgang des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit erreichte die Schmiedekunst ihre höchste Blüte, und vollends die Leistungen der Waffenschmiedekunst trugen den Ruhm des deutschen Schmiedehandwerks über alle Länder Europas. Zu Abb. 49—56 ist auf S. 18 darüber gehandelt worden. — Natürlich erstreckte sich die Schmiedekunst auch auf andere Gebiete, namentlich auf das der Beleuchtungskörper, und die trotz ihrer Schlichtheit schmucke Laterne (Abb. 158) läßt erkennen, über welch hohes Maß von Geschmack die Handwerker jener Tage verfügten.

Holzschnitzkunst. Auch die Tätigkeit des Holzschnitzers umfaßte recht verschiedenartige Zweige künstlerischen Schaffens, und wie der Kunstschmied war er vor allem ein Volkskünstler. Die Entwicklung der Holzschnitzkunst ist in vielfachen Unterbrechungen verlaufen, je nach dem Gebiete, dem sie sich jeweils mit Vorliebe widmete. Kunstschnitzerei wurde schon in romanischer Zeit mit gutem Erfolg geübt, aber eine wesentliche Steigerung erfuhr ihre Anwendung in der gotischen Periode. Das 14. bis 16. Jahrhundert ist die Blütezeit der Schnitzkunst des Chorgestühls, deren Stil sich eng an den der Plastik anschließt und die auch meist in den Händen von Bildhauern, nicht von Kunsttischlern lag. Unter den zahlreichen Chorstühlen dieser Zeit, deren hervorragendstes Beispiel das von Jörg Syrlin im Ulmer Münster geschaffene Meisterwerk ist (vgl. Vitzthum Abb. 64), sei hier das mehr die Durchschnittsleistung darstellende Gestühl der Stiftskirche zu Berchtesgaden vorgeführt (Abb. 160). In den untern Teilen noch aus dem Anfang des 14., in den oberen aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammend, weist es von den Klappstühlen über die verzierte Rückwand zu dem reicher geschnitzten baldachinartigen Überbau alle Merkmale auf, und auch die Stirnwand mit dem durchbrochenen Rankenwerk und den symbolischen Tieren entspricht der auch sonst bezeugten regen Phantasietätigkeit der schaffenden Künstler. Von dem schnitzenden Bildhauer, der Altarwerke und vollplastische Werke lieferte, ist bereits S. 41 gesprochen worden. — Die Kunsttischlerei nahm erst im Anschluß an die reiche Ausgestaltung des Wohnraumes ihre eigentliche Entfaltung. Ihres Anteils an den Möbeln braucht hier nur hinweisend Erwähnung getan zu werden (vgl. S. 45); auch in der Ausstattung von Decke und Wand des gotischen Zimmers war ihr ein reiches Feld der Betätigung erschlossen. In der Tat hat die in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts lebhaft aufblühende Kunstschreinerei auf diesem Gebiete Hervorragendes geleistet, und die „goldne Stube" in der Veste Hohensalzburg übt durch den Reichtum und die Feinheit des gotischen Schnitzwerks der organisch verbundenen Wand und Decke einen überwältigenden Eindruck (Abb. 96 und 161). Aber nicht nur das Schloß erhielt diese Ausstattung sondern auch das Bürger- und schließlich das Bauernhaus, und noch am Ausgang des Mittelalters griff der Holzschnitzer über das Wohnungsinnere hinaus, um an dem äußern Schmuck des Hauses mitzuwirken. Die reichen Verzierungen an den

Balken der deutschen Fachwerkbauten sprechen beredt von dem hohen Können und dem guten Geschmack der Kunsttischlerei jener Tage (Abb. 105).

Textile Künste. Nur auf einem Gebiet haben die Deutschen im Mittelalter sich mit hervorragendem Erfolge betätigt: in der Stickerei, die von Nonnen und vornehmen Frauen mit Vorliebe betrieben wurde. Von der Kunstweberei spielte nur die Woll- und Leinenweberei seit dem 13. Jahrhundert eine Rolle, während die Seidenspinnerei wegen des Mangels an Rohmaterial auf deutschem Boden überhaupt nicht ausgeübt wurde. Die Teppichwirkerei und -knüpferei trat ebenfalls zurück, war aber wohl bekannt. Auch die textilen Künste standen anfänglich ganz im Dienste der Kirche, wandten sich aber seit dem 13. Jahrhundert in steigendem Maße weltlichen Zwecken zu. Der Abb. 162 vorgeführte Teppich, den die Äbtissin Agnes von Quedlinburg für den Papst arbeiten ließ, der aber dann in der Stiftskirche verblieb, ist das einzige Beispiel eines in Europa hergestellten mittelalterlichen Knüpfteppichs; von den vier großen Bruchstücken bringen wir das besterhaltene. Die Bilder stellen die Vereinigung der weltlichen und geistlichen Macht und als allegorische Ausführung desselben Gedankens die Vermählung des Merkurius und der Philologia dar und können in Zeichnung und Farbe mit den besten Wandgemälden der Zeit wetteifern. Die beiden andern Stücke der Tafel geben einen Eindruck von der Weberei und Stickerei der Zeit. Abb. 163 stellt eine Bischofsmütze (Mitra) in der seit dem 14. Jahrhundert üblich gewordenen Form dar. In den grobleinenen Stoff sind die Figuren der Heiligen und die Medaillons mit Goldfaden gestickt, während ihr farbiger Grund in Flockseide aufgetragen ist. Das Ganze besitzt eine kräftige Farbenwirkung, und Zusammenstellung wie Verteilung der Ziermotive erscheinen zugunsten einer Gesamtkomposition überaus glücklich. Abb. 164 schließlich bringt ein Beispiel der viel angewandten Kreuzstickerei. Auf das kräftige Leinengewebe des Stoffes sind die Medaillons mit biblischen und legendaren Darstellungen in weißem Leinen oder farbiger Seide gestickt, und was hier in romanischem Stile mit schlichter Einfachheit getan ist, das geschieht später für das reiche Bürgertum auf Tüchern, Decken, Teppichen usw. in gotischem Übermaß.

16. Erziehungs- und Bildungswesen. (Abb. 165—171.)

Erziehungswesen und Bildungswesen sind nicht dasselbe, und keine Zeit zeigt das deutlicher als das Mittelalter. Man hat viel erzogen aber wenig gebildet, und erst mit der Überwindung des Mittelalters gewann die Bildung an Boden. Ursprünglich war alles Erziehen häuslich, und bis in die neuere Zeit hinein behielt die häusliche Erziehung in der Erziehungs- und Bildungstätigkeit das Übergewicht. Das Kind gehörte bis zu seiner Mündigkeit in strengster Abgeschlossenheit der Familie an, wenn das Mündigkeitsalter damals auch früh erreicht wurde, für den Knaben mit dem 14., für das Mädchen mit dem 12. Lebensjahre. Der Deutsche führte ein enges glückliches Familienleben, der Edelmann wie der Bürger und Bauer. In dem Kreise der zahlreichen Familie wuchs das Kind auf, schlecht und recht, unter strenger Zucht zwar, aber doch im ganzen sich selbst überlassen.

In die breite Behaglichkeit einer spätmittelalterlichen bürgerlichen Kinderstube gewährt Burgkmairs Holzschnitt (Abb. 165) uns Einblick. Wir

sehen die der üblichen fruchtbaren Ehe entsprossene Kinderschaar von der nährenden Mutter und der spinnenden Dienerin überwacht: zwei Buben von dem im Löffel servierten Brei essend, einen andern auf dem Steckenpferd reitend, den vierten im Laufstuhl Gehversuche machend, einen fünften im Hintergrund in intimster Verrichtung begriffen, während das älteste Töchterchen mit dem Korb am Arme offenbar schon im Haushalte Hilfe leistet; der würdevolle Familienvater ist, um nach dem rechten zu schauen, hereingetreten, von dem zweitältesten Mädchen lebhaft empfangen. Das Spiel war dem Kinde auch damals schon die Hauptsache, und das uns erhaltene Spielzeug läßt wie heute das unterschiedliche Interesse der sozialen Schichten erkennen. Mit der Puppe spielte das Mädchen zwar auf der Burg wie im Bürger- und Bauernhaus, aber die zwei durch Anziehen der Bänder gegeneinander losgelassenen Kriegsmänner (Abb. 166) lassen dieses Spielzeug als ein ritterliches erkennen.

Gegenüber dieser mehr den Körper pflegenden Erziehung kam die geistige Bildung stark zu kurz. Die Kinder waren auf die Nahrung angewiesen, die ihnen die Eltern gaben, und erst ganz allmählich entwickelte sich eine Art Schulwesen, das wenigstens die wohlhabenderen Klassen instand setzte für eine höhere Bildung der Nachkommenschaft zu sorgen. Die ältesten Schulen wurden von Klöstern und Stiftern für die Erziehung der Geistlichen eingerichtet; später schlossen sich diesen höhern Schulen die niederen Pfarrschulen an. Entsprechend dem kirchlichen Zwecke nahm der Unterricht auf die Ausbildung der Theologen hauptsächlich Rücksicht, doch standen die Schulen auch den Laien offen, die anfangs nur in sehr geringer Zahl, mit dem Vordringen der Laienkultur aber gesteigert in diese Lehranstalten eintraten. Es wurden dort die Kenntnisse des Lesens, Schreibens, Rechnens und Singens sowie des Lateinischen vermittelt; für die Geistlichkeit dazu die Grundlagen der Theologie und der sieben mittelalterlichen Künste. In der Zeit ritterlichen Lebens, zu dessen Idealen auch Erwerbung vornehmer Bildung gehörte, schöpfte der Adel vielfach aus diesen Bildungsquellen. Seit dem 13. Jahrhundert, da sich das städtische Leben in außerordentlichem Umfang entfaltete, wuchsen die Unterrichtsbedürfnisse stetig an und neue Schularten kamen auf. Einmal entstanden einfache Privatschulen, in denen ein gewerbsmäßiger Schreiber auf eigne Gefahr gegen Entgelt Unterricht gewährte. Vor allem aber begründeten die Stadtgemeinden selbst Schulen, die eigentlichen Stadtschulen, und schließlich wurden von Kaiser und Fürsten für die Aneignung höheren Wissens Universitäten eingerichtet. Alle diese von weltlicher Seite ins Leben gerufenen Anstalten unterlagen aber weiter den kirchlichen Anschauungen, und erst am Schluß des Mittelalters verdrängte der aufkommende Humanismus die Scholastik zugunsten freieren Lehrbetriebs.

Abb. 167 gibt die eine Seite eines Aushängeschildes wieder, das ein gewerbsmäßiger Schullehrer zur Anlockung von Kunden an seinem Hause

in Basel angebracht hatte. Das Ehepaar ist damit beschäftigt, vier Kinder in die Geheimnisse des Lesens einzuweihen. Aber wie der Text der völlig geschäftsmäßig anmutenden Aufforderung besagt, wandte sich der Lehrer vor allem an Erwachsene, und auf der (hier nicht abgebildeten) Rückseite des Schildes spielen drei Landsknechte die Rolle des Schülers. In den Bereich der Stadtschule führt uns Abb. 170. In drei Abteilungen pflegte der Unterricht dort erteilt zu werden. Während der untersten Klasse der „Tabulisten" mit Hilfe der Schiefer- oder Wachstafel Lesen, Schreiben und Rechnen vermittelt wurde, erlernten die „Donatisten" in der zweiten Abteilung die Anfangsgründe der lateinischen Grammatik, um auf der obersten Stufe als „Alexandristen" die höheren grammatikalischen Kenntnisse aufzunehmen. Unsere Abbildung gewährt in eine Unterrichtsstunde der zweiten Abteilung Einblick. Wir sehen den studierten Magister auf dem Katheder, die Rute, das unentbehrliche Handwerkszeug des Schulmeisters, in der Hand, unterstützt von einem ebenfalls mit der Rute ausgestatteten Gehilfen; vor ihm sitzen und stehen acht Knaben, denen vielleicht eine Aufgabe abgehört wird, denn der Lehrbetrieb erfolgte vorwiegend in der Richtung des Auswendiglernens und Abfragens. Die erste Einführung in die geistige Arbeit unterstützte man übrigens gern durch Anschauungsmaterial, das nach Erfindung der Buchdruckerkunst in Holzschnittform den Büchern beigefügt wurde. Wie mechanisch dieses pädagogisch wertvolle Hilfsmittel damals gehandhabt wurde, lehren die beiden Tafeln der „Ars memorativa" (Abb. 168 und 169), die in wenig glücklicher Weise die Begriffe „beweglich, naß, trocken, fest, gefärbt, mager, wissend, subtil, feist, grob" zur Anschauung bringen wollen. Auch der mittelalterliche Universitätslehrbetrieb stand auf keiner viel höheren Stufe, auch er war nur auf Lernen und Aneignen gestellt, keineswegs auf wissenschaftliches Forschen. Er spielte sich in zwei Formen ab, in der Vorlesung, die den Stoff vermittelte, und der Disputation, die ihn zur Anwendung brachte. Die in Abb. 171 vorgeführte Handlung ist eine Disputation. Die noch halb knabenhaften Studenten zeigen sich in ihrer malerischen mannigfaltigen Tracht, die bis in das den Graduierten vorbehaltene Barett hinein strengen Vorschriften unterlag, wie denn das ganze studentische Leben des Mittelalters mit seiner Kasernierung in Kollegien und Bursen und der strengen Zucht ganz schulmäßig blieb und akademische Freiheit in keiner Weise kannte.

17. Schrift- und Buchwesen. (Abb. 172—178.)

Mit der Kultur übernahmen die Franken von den Römern auch die Schrift, und mit der Unterwerfung der Germanen unter die Herrschaft der Frankenkönige und des Papstes siegte die lateinische Schrift für alle Zeiten über die altdeutsche Runenschrift. Ob es sich um Stücke lateinischer oder deutscher Sprache handelt: seit Karl dem Großen gibt es für die Schrift wie später für den Druck nur noch die lateinischen Buchstaben. Zwei Arten von Schriften lassen sich da unterscheiden: die Majuskelschrift, die aus gleich großen zwischen zwei Linien stehenden Buchstaben sich zusammensetzt, und die Minuskelschrift, die verschieden große Buchstaben auf vierlinigem Zeilenschema umfaßt. Die letztere ist unter Beibehaltung charakteristischer Teile aus der ersteren hervorgegangen,

und im Sinne der Vermehrung flüssiger Schreibfähigkeit hat sich eine folgerichtige Entwicklung vollzogen, die an Hand unserer Abbildungen vor Augen geführt sei. Eine Eigentümlichkeit der mittelalterlichen Schrift ist die Vorliebe für Abkürzungen, deren feste Regeln (Siglen) aus dem Altertum übernommen wurden und deren Auflösung zu den Hauptaufgaben der Paläographie gehört.

Der wichtigste Ausgang der lateinischen Schrift des Mittelalters ist die Kapitale, der aus geraden Linien und Schäften bestehende Buchstabe der Majuskelschrift, wie ihn die Evangelien-Überschrift Abb. 172 aufweist. Durch Rundung der Linien ergab sich die Unziale, deren Merkmale etwa die Lex Salica-Handschrift (Abb. 23) zeigt und die bereits anfing das Zweilinienschema zu durchbrechen, um dann in der Halbunziale das Vierzeilenschema fest auszubilden, ohne aber zur Minuskel zu werden. In diesen schönen und klaren kalligraphischen Buchstaben der Halbunziale ist die dem 10. Jahrhundert angehörige Evangelienhandschrift geschrieben, von der die erste Seite des Lukasevangeliums mit der gegenüberstehenden Miniatur wiedergegeben ist (Abb. 172). Der weitere Schritt ist der Übergang zur Minuskel. Ihn vollzogen die Karolinger, und die im 8. und 9. Jahrhundert ausgebildete sog. Karolingische Minuskel beherrschte, wenn auch teilweise in Weiterentwicklung, das gesamte deutsche Mittelalter. Den ursprünglichen Charakter läßt der Text der Lex Salica-Handschrift gut erkennen (Abb. 23); es sind schön gerundete verschiedengroße auf dem vierlinigen Zeilenschema fußende Buchstaben, die meist getrennt voneinander stehen und nur in selteneren Fällen verbunden sind, d. h. nur ausnahmsweise „kursiven" Charakter haben. Einen etwas fortgeschritteneren Typus zeigt die Urkunde Kaiser Ottos II. vom 27. Juni 973 (Abb. 173). Sie gibt ein Beispiel der sog. diplomatischen Minuskel, die sich zwar nicht grundsätzlich von der Minuskel der Buchschrift unterscheidet, aber mit der in Urkunden geübten Anwendung gewisser Zierformen einen eigenartigen Stil zum Ausdruck bringt. Im übrigen gewährt diese Kaiserurkunde, die die Schenkung der Stadt Bamberg nebst Aurach und anderm Zubehör an den Herzog von Bayern zum Inhalt hat, zugleich einen Einblick in das Urkundenwesen der Zeit, denn sie ist nach festen Kanzleiregeln ausgefertigt: von der Anrufung Gottes (Invocatio), der Titelformel des Herrschers und der Devotionsformel an, die zum Protokoll zusammengeschlossen sind und durch die verlängerte Schrift der ersten Zeile herausgehoben werden, und über die Übergangsformel (Arenga) zum eigentlichen Text hin, bis zu den Abschlußformeln der Siegelbeglaubigung (Corroboratio), Strafandrohung (Pönformel) sowie der Unterschrift des Kaisers, des Kanzleivorstehers, dem Datum und der Segensformel (Eschatocoll). In dem Monogramm „Otto" fügte der Kaiser eigenhändig den Querbalken (oder wenigstens einen Teil desselben) ein, womit die Urkunde vollzogen war, bis seit Heinrich V. auch dieser in der Kanzlei hergestellt wurde und das Monogramm in ähnlicher Weise ein reines Schriftzeichen wurde, wie es das rechts neben dem Siegel befindliche Rekognitionszeichen unter Otto II. bereits war. Bemerkt sei, daß an der Urkunde zwei Schreiber beteiligt sind, von denen der eine nur die untenstehende Datierungszeile und das Rekognitionszeichen geschrieben hat; der andere ist uns als der Schreiber bekannt, den Bischof Pilgrim von Passau für seine umfassenden Urkundenfälschungen mißbrauchte. — Die Ausgestaltung zur späteren Minuskel führen Abb. 174 und 175 vor Augen. In der deutschsprachigen St. Galler Nibelungenhandschrift um 1200, übrigens der ältesten und zuverlässigsten, die wir von dem Heldenepos besitzen, zeigen sich bereits Anfänge der auf die folgende Periode hinweisenden Spitzigkeit und Eckigkeit der Buchstaben, während der

interessante Ablaßbrief des Erzbischofs Rupert von Magdeburg vom Jahre 1266 zwar die Rundung behält, aber durch Schnörkelung und Verzierung den gleichförmigen Duktus der ursprünglichen karolingischen Minuskel zu bekämpfen sucht. — Im Laufe des 13. Jahrhunderts noch wurde mit der alten Tradition tatsächlich gebrochen. An Stelle der karolingischen Minuskel trat die gotische, indem die früher geraden oder gebogenen Schäfte entsprechend dem herrschend gewordenen Kunstgeschmack gebrochen und mit Spitzen und Ecken versehen wurden, und der weitere Schritt war die kursive Verbindung der Buchstaben, die so sich mehr und mehr denen unserer heutigen deutschen Schrift näherten. Zu klarem Ausdruck bringt diese mittelalterliche gotische Minuskel die um 1400 geschriebene Zunftrolle der Lübecker Rotgießer, Ringfeiler und Spangenmacher (Abb. 218) oder der Text des 1516 von Holbein gemalten Aushängeschildes (Abb. 167), wenn hier auch von der Kursive noch nichts zu bemerken ist. In abgeschwächtem Maße bringt die konservativere Zierschrift eines Gebetbuches des 15. Jahrhunderts den gotischen Charakter zum Ausdruck (Abb. 176), während die Inschrift des Lübeck-Rostocker Heringsmaßes von 1469 die Brechung der Buchstaben mit aller Schärfe betont (Abb. 220). Indessen kaum zur Herrschaft gelangt, ward der Gotik, die unzweifelhaft eine Verschlechterung der Schrift bewirkte, der Sieg wieder streitig gemacht. Von humanistischer Seite erfolgte die Gegenbewegung zugunsten der Wiederherstellung der karolingischen Minuskel, und die textliche Eintragung zu der Geißlerminiatur der Konstanzer Chronik mit ihrem an die Schrift der Lex Salica-Handschrift erinnernden Charakter (Abb. 198) beweist, in welchem Maße man unter solchen Anregungen die alte Tradition der runden Schrift, freilich in kursiver Weiterbildung, aufnahm, und tatsächlich ist diese Entwicklungslinie nicht wieder abgebrochen worden. Indessen von einem nationalen Streit zwischen deutscher und lateinischer Schrift kann für diese Zeit keine Rede sein, denn beide Arten gingen bewußt auf ein und dieselbe Quelle zurück. Erst in späterer Zeit als die gotische Schrift sich auf Deutschland beschränkte und die romanischen Völker mit den Engländern dauernd zur karolingischen Minuskel zurückkehrten, erhielt sie den Stempel deutsch-nationaler Eigenart.

Die Buchdruckerkunst, die im zweiten Drittel des 15. Jahrhunderts erfunden wurde, verwertete zunächst die gotische Schrift, und zwar nicht nur in Deutschland sondern in allen Ländern Europas. Das Meisterwerk der Gutenbergschen Buchdruckerpresse, die zwischen 1453 und 1456 entstandene 42 zeilige lateinische Bibel ist in gotischen Typen gedruckt, und Buchstaben wie Initialen und Zierleisten tragen ganz den Charakter der gleichzeitigen Handschriften (Abb. 177). Aber auch in der Druckschrift erfolgte seit dem Ende des 15. Jahrhunderts der von den Humanisten ausgehende Gegenschlag. Auch hier führten sich die lateinischen Typen ein und so besteht bis auf den heutigen Tag nebeneinander die gotische Schrift (Fraktur) und die lateinische Schrift (Antiqua). Der Unterschied zwischen geschriebener und gedruckter Schrift beruht übrigens vor allem darin, daß die geschriebene mehr und mehr kursiven Charakter annahm, während die gedruckte stets nur die unverbundenen Buchstaben handhabte.

Als Zahlzeichen waren bis ins spätere Mittelalter hinein die römischen üblich (M = 1000, D = 500, C = 100, L = 50, X = 10, V = 5). Die aus Indien stammenden sog. arabischen Ziffern wurden in Europa zwar seit dem 12. Jahrhundert bekannt, gingen aber erst im 15. in allgemeinen Gebrauch über.

Noch einige Worte über das Material und die äußere Gestalt der Handschriften und Bücher. Der eigentliche Schreibstoff des Mittelalters war das Pergament, da der im Altertum vor allem benutzte Papyrus außer Gebrauch gekommen war. Seit dem 13. Jahrhundert wurde in wachsendem Maße

daneben das aus dem Orient bekannt gewordene und dann in Europa hergestellte Papier heimisch, um mit der Einführung des Buchdrucks das Pergament endgültig zu verdrängen. Für Schulzwecke und nicht auf die Dauer gemachte Notizen verwendete man die Wachstafel, in die man mit Griffeln die Schrift einritzte, seltener die Schiefertafel, die man benutzte wie wir es heute tun. Auf Pergamentpapier schrieb man mit Schreibrohr und Tinte, wobei das Federmesser reinigende Dienste leistete (Abb. 207). Bei der Kostbarkeit schriftlicher Erzeugnisse, wurde dem Einband größte Sorgfalt gewidmet. Das 10 bis 12. Jahrhundert ist die Blütezeit der prunkvollen Einbanddeckel, die mit ihrer Gold- und Silberblecharbeit, den reichen Metall- und Glasflüssen, der feinen Elfenbeinschnitzerei und den eingelegten Edelsteinen zu den bedeutendsten Erzeugnissen des mittelalterlichen Kunstgewerbes gehören. Das Evangeliar des heiligen Bernward von Hildesheim (Abb. 178) stellt ein frühes Beispiel dar und gibt mit den vier Eckmedaillons das Muster für zahlreiche ähnliche Decken. Mit dem 13. Jahrhundert trat die künstlerische Ausstattung der Einbanddecke mehr und mehr zugunsten einer handwerksmäßig gefertigten Metalldecke zurück, um schließlich seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts und vollends seit der Verbreitung des Druckbuches der gepreßten und geschnitzten Lederdecke zu weichen, die dann ihrerseits schnell zur handwerksmäßigen Schweinslederdecke wurde.

18. Sprache und Literatur.

Obschon in Abbildungen nur mangelhaft vor Augen zu führen, sei der Vollständigkeit wegen auch in kurzem Überblick über Sprache und Literatur des deutschen Mittelalters gesprochen.

Vor Beginn der geschichtlichen Zeit noch spaltete sich Deutschland sprachlich in zwei Gebiete. Während Oberdeutschland mit der sog. althochdeutschen Lautverschiebung mit entschiedenem Rucke die Sprachentwicklung weiterführte, hielt Niederdeutschland an der alten Sprachform fest. Während der Franke, Alemanne und Bajuvare die alten d in t verwandelte, die p, t und k in f, ff oder pf, ss, z oder tz usw., machte der Sachse und Friese die Lautverschiebung nicht mit. Seitdem gibt es eine hochdeutsche und eine niederdeutsche oder plattdeutsche Sprache. Beide Sprachen aber nahmen, in eine Reihe von Mundarten zerfallend, im Laufe der geschichtlichen Zeit eine entsprechende Entwicklung. Vom 8. bis 12. Jahrhundert reichte die althoch- und altniederdeutsche Sprachform, die durch die Erhaltung der vollen Endsilbenvokale bezeichnet ist, aber auch eine Reihe vokalischer und konsonantischer Veränderungen umfaßt. Die anschließende mittlere Epoche, die für die hochdeutsche Sprache bis ins 15. Jahrhundert, für die niederdeutsche bis ins 17. Jahrhundert anzusetzen ist, aber schon in mittelalterlicher Zeit Ansätze in der Richtung neudeutscher Sprachentwicklung aufweist, hat zum wichtigsten Merkmal die Abschwächung der Endsilbenvokale, änderte jedoch durch Ausbildung einer neuen Silbentrennung und durch Abrundung des anlautenden s zu sch auch den lautlichen Charakter der Sprache. Der neudeutschen Sprachentwicklung blieb die Vereinfachung der Flexion, also der Deklination (Beugung) wie der Konjugation (Abwandlung) vorbehalten. Der mittelhoch- und mittelniederdeutschen Periode gehört die Mehrzahl der uns erhaltenen mittelalterlichen Sprachdenkmäler an. Es sei für den hochdeutschen Bereich aus unserm Abbildungsmaterial auf die Nibelungenhandschrift des 12. Jahrhunderts (Abb. 174) und den Text der Konstanzer Chronik des 15. Jahrhunderts (Abb. 198) verwiesen, während die Schrift des Aushängeschildes eines Basler

Schulmeisters aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts (Abb. 167) schon neuhochdeutsche Formen aufweist. Für das Mittelniederdeutsch ist die um 1400 entstandene Zunftordnung der Lübecker Rotgießer und Ringfeiler (Abb. 218) charakteristisch.

Neben der gesprochenen nahm die geschriebene Sprache eine besondere Entwicklung. Zwar schrieb man seit dem 8. Jahrhundert in deutscher Sprache, aber entsprechend dem allgemeinen Bildungswesen stand die lateinische Sprache durchaus im Vordergrunde. Erst mit dem Durchsetzen einer Laienkultur steigerte sich die Anwendung der deutschen Sprache. Im Zeitalter des Minnesangs erfolgte der entscheidende Aufschwung, und in der Geschichtsschreibung wie in der Rechtsaufzeichnung wie schließlich im Kanzleiwesen bürgerte sich in wachsendem Maße die deutsche Sprache ein. Indessen kam es damals keineswegs zur Ausbildung einer Schriftsprache, vielmehr blieb es trotz mancher Annäherung bei der Anwendung der verschiedenen Mundarten hoch- und niederdeutschen Gepräges. Erst im 15. Jahrhundert, als die Kanzleien in engere Beziehung traten, ergab sich ein Ausgleich zugunsten einer einheitlichen Schriftsprache, die durch die seit Karl IV. einheitlich gewordene kaiserliche Kanzleisprache verbreitet und wesentlich gefördert wurde. Durch die Vermittlung der kursächsischen Kanzlei wurde diese unserm Neuhochdeutsch bereits stark angenäherte mitteldeutsche Schriftsprache die Sprache Luthers und der Reformatoren, um durch sie autorisiert sich als deutsche Nationalschriftsprache durchzusetzen.

In naher Berührung mit der sprachgeschichtlichen Entwicklung steht die literaturgeschichtliche, aber auch zur musikgeschichtlichen sind enge Beziehungen vorhanden, so weit die Dichtkunst in Frage kommt. Auch die Literatur war im frühen Mittelalter vorwiegend in Händen der Geistlichkeit und wurde demgemäß nahezu ausschließlich in lateinischer Sprache geübt. Wenn sie uns deutsch entgegentritt, trägt sie doch stark geistlichen Charakter, und Dichtung wie Geschichtschreibung wie andere literarische Tätigkeit werden durch kirchliche Gebundenheit bezeichnet. Freilich war auch in dieser älteren Zeit eine unkirchliche Volksliteratur lebendig. Der Spielmann sang in den alliterierenden und reimenden Strophen des Alt- und Mitteldeutsch dem Volke von den Heldentaten der germanischen Vorzeit, aber erst seit dem Ausgang des 12. Jahrhunderts wurde diese Volksdichtung schriftlich fixiert, um in der Gestalt der großen Volksepen fortan der Weltliteratur anzugehören. Daneben ergötzten die von Hof zu Hof und von Stadt zu Stadt ziehenden Vaganten höhere Kreise wie niederes Volk mit den Erzeugnissen ihrer weltlichen und lebensfreudigen Kunst. Unter romanischer Einwirkung begann dann der Adel selbst die Dichtung auszuüben. Allerdings betätigten sich der Minnesang wie die epische Dichtung im Sinne des höfisch-ritterlichen Ideals dieser Zeit im wesentlichen nur auf dem beschränkten Gebiete der Liebeslyrik und fremder romantischer Stoffe, und die fest vorgeschriebenen aus der provenzalischen Dichtkunst übernommenen Regeln verhinderten eine freie Entwicklung, aber mit seinem weltlichen Charakter und seiner nationalen Ausgestaltung repräsentiert der Minnesang doch wirksam eine große Zeit unseres Volkes, und der sagenhafte Sängerkrieg auf der Wartburg, der am Hofe des kunstsinnigen Landgrafen Hermann von Thüringen unter Teilnahme einer großen Zahl von Minnesängern stattfand (Abb. 212), lebt bis auf den heutigen Tag als vornehmster Ausdruck dieser Kultur fort. Zugleich hat der Minnesang die Volkskräfte endgültig gelöst und der Literatur gewonnen. Auch das Bürgertum trat noch in diesen Kreis, und in gesteigertem Umfange hat sich nun im 14. und 15. Jahrhundert nationale Art auf allen literarischen Gebieten betätigt. Freilich auf Kosten von Form und Technik. Derbheit und Realismus beherrschten die Dichtkunst dieses demokratischen Zeitalters. Epos und Lyrik der

höfischen Epoche fanden wenig glückliche Nachahmung; auch der am Ausgang des Mittelalters in den deutschen Städten aufkommende Meistergesang mit seinen schwerfälligen Regeln erscheint als gekünstelte Kunst. Um so mehr aber ging die literarische Betätigung in die Breite, und neben den geistlichen Passionsspielen erstand im Fastnachtsspiel das erste weltliche Drama der deutschen Literatur. Auf dem Gebiete der Prosa wirkten nunmehr alle Kreise und Berufe mit: die Ordensprediger, die Missionare deutscher Mystik, die Geschichtsschreiber an den Fürstenhöfen und in den Städten, die Schulmeister und Lehrpublizisten usw. Wenn auch der Humanismus um die Wende von Mittelalter und Neuzeit auf der Grundlage der klassischen Bildung einen Rückschlag brachte, so sind die nationalen Volkskräfte in der Literatur niemals wieder zurückgedrängt worden.

19. Musik. (Abb. 179—180.)

Die Deutschen waren und sind in hohem Maße ein musikalisches Volk, doch äußerte sich ihre Anlage in mittelalterlicher Zeit weniger für die Musik in ihrer kunstmäßigen Form als in ihrer volksmäßigen Natürlichkeit. Während das Volkslied in enger Verbindung mit dem Volksepos als echt nationales Erzeugnis emporsproß, pflegte die Kirche die Musik als Kunst in enger Verbindung mit der Arithmetik und entwickelte sie siegreich zu internationaler Geltung. Auch die Deutschen übernahmen allmählich die in den geistlichen Bildungsstätten, etwa in St. Gallen oder in Reichenau, gelehrten Kunstformen, namentlich die von der Kirche eingeführten Tonarten; die sog. Kirchentöne wurden auch in Deutschland herrschend. So lagen Kirchenmusik und Volksmusik in ständigem Kampfe, aber unaufhörlich drängte die kirchliche Kunstform vorwärts, auf dem Gebiete des Gesangs wie in der Instrumentalmusik.

Trotzdem ging die musikalische Ausübung in steigendem Umfange in die Hände der Laien über. Im hohen Mittelalter war der Spielmann, der dem Volke die Heldentaten der Vorväter sang, eine ernste einflußreiche Figur, keineswegs nur der minderwertige Vagant, vielmehr letzten Endes der Erhalter des deutschen Volksliedes. In der Zeit des Minne- und Meistersangs übten Adel und Bürgertum dann selbst die musikalische Kunst, und die kirchliche Musik beschränkte sich mehr und mehr auf die Messe.

Der Holzschnitt in der „Margarita philosophica", dem Lehrbuch spätmittelalterlichen Wissens, stellt den Stand der musikalischen Bildung und Ausübung zu Ausgang des Mittelalters dar (Abb. 179). Die weibliche Personifikation der Musik hält als Abzeichen eine Notentafel; um sie herum geordnet sind vier ausübende Musiker und ein Sänger, während der rechts vorn stehende Gelehrte mit der Wage auf die damals herrschende Mensuralmusik hindeutet, jene für die zweite Hälfte des Mittelalters geltende Musik, die im Gegensatz zur älteren die Töne nach bestimmter Zeitdauer zu messen suchte und in verschiedene Wertverhältnisse zueinander stellte. Abb. 32,

209, 229 und 244 ergänzen diese Darstellung. Von den mittelalterlichen Instrumenten spielte eine besondere Rolle die anfangs profanen Zwecken dienende Orgel, die auch nach Einführung der Kirchenorgel noch vielfach im Hause gespielt wurde; bis ins 15. Jahrhundert ein kleines Instrument mit 12 Tasten, nahm sie am Ende des Mittelalters die uns heute geläufigen großen Formen an. An Blasinstrumenten spielte man die Posaune, die Flöte, Schalmei und später vor allem den volksmäßigen Dudelsack. An Saiteninstrumenten kannte man die Fiedel, die in der Hand des Spielmanns Teil hat an dem Sagengewebe deutscher Heldenzeit, Psalter und Harfe, Laute, das beliebteste spätmittelalterliche Begleitinstrument zum Gesang, Zither und Leier, die als Drehorgel wieder ganz volkstümlich war. Von Schlaginstrumenten benutzte man die Pauke, Trommel, Schelle, den Triangel und das Glockenspiel. Nicht all diese Instrumente waren deutschen Ursprungs, vielmehr beweist der Import arabischer und französischer Instrumente neben der Einwirkung der Kirche den internationalen Charakter der Musik schon in mittelalterlicher Zeit.

Ganz von der Kirche bestimmt wurde die Notentechnik und zwar in Anlehnung an die Tonschrift des Altertums. Aus den antiken Neumen entwickelt, die frei über dem Text standen, erscheinen die Noten des Mittelalters auf Linien verteilt, die die Tonhöhe bezeichnen; davor schrieb man als Name des betreffenden Tones Buchstaben, die erst in späterer Zeit zu Notenschlüsseln wurden. Die Noten hatten eine viereckige Gestalt, nahmen aber mit Einführung der Mensuralmusik verschiedenartige Formen an, um sich allmählich den heutigen zu nähern. Das Graduale Abb. 180, Noten und Text eines Gesanges, der innerhalb der Meßhandlung gesungen wurde, während der Priester sich auf den Stufen (Gradus) des Altars befand, führt alle diese Merkmale vor Augen und läßt gleichzeitig erkennen, welcher Notenformen man sich für die Mehrstimmigkeit bediente.

20. Wissenschaften. (Abb. 181—182.)

Die Wissenschaften des Mittelalters gründen sich auf die aus dem Zusammenbruch der alten Welt geretteten Reste der klassischen Altertumswissenschaft. Noch in der Zeit der Völkerwanderung wurden sie in das System der sieben freien Künste zusammengefaßt, das sich auf zwei Stufen aufbaute. Grammatik, Rhetorik und Dialektik, also die mehr formalen Wissenschaftsgebiete, bildeten das sog. „Trivium", während die mehr realen oder auch mathematisch gerichteten, die „Quadrivium" bezeichnet wurden, die Musik, Astronomie, Arithmetik und Geometrie umfaßten. Trotzdem dieses Schema gegenüber den weiterreifenden wirklichen wissenschaftlichen Interessen in stets wachsendem Maße versagte, behielt es für die eigentlich mittelalterlichen Jahrhunderte unbestrittene Geltung. Die der christlichen Religion gewidmete Theologie blieb außerhalb des Kreises und stand beherrschend über ihm, aber in dem Verhältnis, wie sich das verstandesmäßige Interesse entwickelte die Glaubenssätze wissenschaftlich zu beweisen, verquickten sich Glaube und Wissen, um sich im System der Scholastik zu einer neuen

Einheit zusammenzuschließen. Voraussetzung für diese Entwicklung war, daß die anfangs unter den sieben Künsten herrschende Grammatik zurücktrat zugunsten der auf der Vernunft gegründeten Dialektik, aus der als selbständiger Wissenschaftszweig die Logik herauswuchs, um sich zur Philosophie zu erweitern. Den Abschluß der Auseinandersetzung dieser verschiedenen gegensätzlichen Zweige brachte Thomas von Aquino, der Glaubenslehre und Philosophie zu einem einheitlichen Lehrgebäude zusammenfügte.

Es ist (S. 54) ausgeführt worden, daß das wissenschaftliche Interesse des Mittelalters sich keineswegs in der Richtung der Forschung und Durchdringung bewegte; auch das deutsche Geistesleben hatte vor allem die Aneignung von Kenntnissen zum Ideal, und man war wie anderwärts an starre Gesetze gebunden. Die formale Seite wurde aufs stärkste betont, und die realen Wissenschaften gewannen erst mit dem Durchsetzen der Laienbildung an Boden. Aber einmal zur Einsicht in den großen praktischen Wert der quadrivialen Zweige gelangt, baute man sie energisch aus, und längst war man über Form und Inhalt des alten Lehrsystems hinausgewachsen, als dieses noch dem Namen nach in Geltung stand. Erst der Humanismus hat endgültig mit der von der kirchlichen Autorität gestärkten Überlieferung gebrochen und unsere moderne Wissenschaft begründet.

Abb. 182 stellt die Geometrie als die eine der sieben freien Künste dar, doch lassen die hier wiedergegebenen Instrumente und Anwendungen erkennen, daß am Ausgang des Mittelalters die geometrische Wissenschaft erheblich über den ihr ursprünglich zugewiesenen Bereich hinausgewachsen war; auch der Blick für die praktische Nutzbarkeit zeigt sich wesentlich geschärft. Wir sehen nicht nur in Zirkel, Winkel, Lineal usw. die Theorie zur Darstellung gebracht, sondern auch ihre Anwendung im Vermessungswesen, in der Architektur und in der Technik. — Mancher wissenschaftliche Zweig hatte von vornherein, aus dem Schema herausfallend, eine Art Sonderdasein geführt, namentlich die Geographie, die durch das ganze Mittelalter hindurch eifrig gepflegt wurde, allerdings in ihren Leistungen niemals über die Errungenschaften des Altertums hinauskam. Die Karte des Frühhumanisten Hartmann Schedel von Deutschland (Abb. 181) kennzeichnet den noch tiefen Stand der geographischen Kenntnisse im 15. Jahrhundert und gibt zugleich einen Eindruck von der wenig ausgebildeten kartographischen Technik der Zeit.

21. Technik. (Abb. 183—189.)

Wie die Wissenschaft so steht auch die Technik des Mittelalters auf einer sehr viel tieferen Stufe als die des Altertums; sie war wegen ihres inneren Zusammenhangs an das Schicksal der Wissenschaft gebunden. Nur soweit konnte sie sich frei entfalten, als sie auf der Grundlage des wissenschaftlichen Dogmas den Bedürfnissen des Berufs- und Wirtschaftslebens Rechnung trug; in diesem

Rahmen leistete sie nicht Unerhebliches. Aber bei dem völligen Stillstand zumal der wissenschaftlichen und technischen Forschung war ihr eine feste Schranke gesetzt, die sie erst in viel späterer Zeit überstiegen hat.

Mit Vorliebe diente die Technik der Baukunst, und Wunderbauten wie die gotischen Dome mit ihren hochgereckten Türmen setzen einen hohen Grad technischen Könnens voraus. Wie solche Bauwerke entstanden, zeigen die Abb. 183 und 206, die in den städtischen und klösterlichen Bereich führen. Der Winkel in der Hand des Baumeisters spielt da eine Hauptrolle, aber auch das Windenwerk, das das Baumaterial auf die Höhe befördert, wird besonders betont. Die Winde gelangt auch bei den Krananlagen zur Verwendung, von denen mehrere noch in mittelalterlicher Zeit entstanden und sich teilweise erhalten haben. Der 1410 auf der Langenbrücke in Danzig errichtete Kran stellt ein überaus massives Bauwerk dar; er diente nicht nur zur Füllung und Entleerung der am Kai liegenden Schiffe, sondern auch zur Einsetzung und Aufrichtung der Masten (Abb. 184). Eine Verbindung von Winden- und Hebelanlage verwertet das Salinenhebewerk, das der berühmte Geograph Sebastian Münzer in seiner „Cosmographie" wiedergibt (Abb. 186). Auch hier ist die technische Grundidee in ihrer ganzen Schlichtheit verwirklicht, ohne daß der Versuch gemacht ist, die „Erfindung" zu vervollkommnen; indessen der eigentliche Zweck der Anlage, die Soole durch Röhren in die einzelnen Gebäude zu befördern ist erreicht. Eine große Mannigfaltigkeit technischer Lösungen eröffnet der Mühlenbetrieb. In der Tat kennt schon das Mittelalter all die Betriebsformen, die unter Ausnutzung der Naturkräfte möglich waren. Neben der Windmühle gab es die Wassermühle, die durch ein oberschächtiges oder unterschächtiges Räderwerk getrieben wurde (Abb.185), und zu der ursprünglichen Getreidemühle gesellten sich im 13. und 14. Jahrhundert die Papier- und Sägemühle als die wichtigsten Mühlenarten im wirtschaftlichen Sinne. Auf einer anderen Ausnutzung des Wassers beruht das Schöpfwerk, Paternosterwerk genannt, für Wiesenbewässerung (Abb. 187). Durch eine Radanlage werden kastenartige Gefäße emporgehoben, die aus der Tiefe das Wasser schöpfen um es oben in den Graben zu schütten, der auf die zu bewässernde Wiese hinleitet.

Wenn vorher auf die Gebundenheit der Technik an die Unzulänglichkeit der technischen Wissenschaften hingewiesen wurde, so ist der Erfindungsgeist des deutschen Handwerkers umso entschiedener zu rühmen, der sich trotz jener Hemmnisse immer wieder offenbarte. Sein Verdienst ist auch die Fortentwicklung der Uhrentechnik. Erst das Mittelalter hat zu der Sonnen-, Sand- und Wasseruhr die Räderuhr geschaffen, und auf deutschem Boden zumal wurde sie zu den verschiedenen Formen gestaltet, von denen Abb. 188 einen Eindruck gibt. Um die Wende des Mittelalters und der Neuzeit erfand der Nürnberger Schlosser Peter Hele noch die Taschenuhr. — Keine Erfindung aber hat so viel Umwälzung im geistigen und Wirtschaftsleben der Völker hervorgerufen als die der Buchdruckerkunst. Unzweifelhaft hat Gutenbergs erste Buchdruckpresse einige Vorstufen. Dazu gehört der Druck nach Holzschnitten, anfangs von Bildern, bald auch von kurzen Texten, die auf Papier abgezogen wurden. Eine Reihe von Blattreihen einheitlichen Inhalts ergab die sog. Blockbücher, die den durch Preßdruck hergestellten Büchern außerordentlich ähnlich sehen, zunächst einseitig, dann aber auch doppelseitig gedruckt waren. Jedoch erst Gutenberg tat, von der Technik des Stempelschneidens und Münzens angeregt, um 1450 den entscheidenden Schritt zur Einführung der beweglichen metallenen Typen, die zum jedesmaligem Gebrauch im Rahmen zusammengefügt wurden

und nach Gebrauch neu benutzt werden konnten. Obwohl in den ersten Jahrzehnten die Wirkung der neuen Erfindung nicht so groß war wie man häufig hinstellt, so nahm die Buchdruckerkunst doch noch vor Ausgang des Mittelalters eine große Entfaltung, um vollends im Dienste der Reformation die Weltstellung zu gewinnen, die sie seitdem besitzt. Abb. 189 führt die Rekonstruktion einer Buchdruckpresse aus der Zeit ihrer Entstehung vor. Wenn sie auch einige Bruchstücke verwendet, die im 19. Jahrhundert an der Stelle des einstigen Hauses Gutenbergs in Mainz gefunden wurden, dürfte sie kaum auf das ehrwürdige Stück zurückgehen, dessen sich der Erfinder selbst bediente. Immerhin läßt sie den Mechanismus deutlich erkennen, zugleich aber auch seine Schlichtheit. Diese von einem Einzelnen mit der Hand zu bedienende schwerfällige Presse hat nur den Grundgedanken noch mit den technisch komplizierten Maschinen gemein, die in unsern heutigen Buchdruckoffizinen stehen.

22. Heilkunde und Badewesen. (Abb. 190—196.)

Unter den Wissenschaften des Mittelalters stand die Medizin mit am tiefsten. Auf der einen Seite die von Vorväterzeiten fortgeerbte Volksheilkunde, auf der andern die kaum verstandene Lehre erhalten gebliebener medizinischer Schriften des Altertums: diese wenig glückliche Mischung war der Inhalt der deutschen Heilkunde in mittelalterlicher Zeit. Wie alles Wissen konzentrierten sich diese geringen medizinischen Kenntnisse bei der Geistlichkeit, und namentlich die Klöster waren bis in das hohe Mittelalter die eigentlichen Heimstätten medizinischen Interesses. Sonst übten Quacksalber und Kurpfuscher unter dem niederen Volke ihr unheilvolles Gewerbe, und für einige bestimmte Zweige wie vor allem für die Geburtshilfe beteiligten sich auch die Frauen an der medizinischen Praxis. Eine allmähliche Besserung erfuhren diese Zustände erst seit dem 13. Jahrhundert. Die italienischen, französischen und schließlich auch deutschen Universitäten begannen die Heilkunst als Wissenschaft zu pflegen, und mehr und mehr drängten die Laien in den sich langsam ausbildenden ärztlichen Beruf. Von größerer Bedeutung noch war, daß die aufblühenden Städte das Heilwesen in ihre Obacht nahmen und den Staat zu entsprechenden beaufsichtigenden Schritten veranlaßten. Auch das Apothekenwesen, das ebenfalls ursprünglich in den Händen der Mönche gelegen, wurde in die städtische und staatliche Kontrolle bezogen, und Spitäler mit fest angestellten Stadtärzten wurden in allen größeren Städten eingerichtet. Trotzdem blieben der sanitären Übelstände genug, und den großen Volkskrankheiten, namentlich der Pest gegenüber war man nahezu machtlos. Der Ärztestand selbst ließ viel zu wünschen übrig, wenn er auch stetig bemüht war, sich den wachsenden wissenschaftlichen Ansprüchen anzupassen. Vor allem aber blieb das Heer der Volksheilkünstler bestehen, die auf dem Lande und in den

untern Schichten der Stadt dem gelehrten Arzt eine gefährliche Konkurrenz machten und großen Schaden an der Volksgesundheit anrichteten, und die niederen Ärzte, namentlich die Bader übten auch noch am Ausgang des Mittelalters eine größere Praxis als die von der Universität gebildeten. Erst mit dem weiteren Aufschwung der medizinischen Wissenschaft im 16. Jahrhundert und der gleichzeitig einsetzenden Hebung der Volksbildung vollzog sich die Wandlung zu den heute bestehenden Verhältnissen hin.

Abb. 190 und 191 stellt die gebräuchlichsten medizinischen Handlungen dar, die fast ausschließlich von niederen Heilkünstlern ausgeübt wurden. Der vom Altertum her übernommene Aderlaß, der in regelmäßigen zeitlichen Abständen vorgenommen wurde, galt als notwendig für das körperliche Wohlbefinden und wurde zumal als heilsames Mittel gegen die üblen Wirkungen eines üppigen Lebens angesehen. Das Schröpfen diente dem gleichen Zweck, nur im Sinne eines mildern Medikamentes. Dagegen fand die Harnbeschau als Mittel der Diagnose eine immer wiederkehrende Anwendung, so daß das Gefäß geradezu zum ärztlichen Attribut wurde; aus der Harnuntersuchung glaubte man auf Art und Stand der Krankheit schließen zu können. Ein im späteren Mittelalter besonders ausgebauter Zweig der Medizin ist die Chirurgie, die sich mit den zahlreichen Verwundeten der unaufhörlichen Kriege zu befassen hatte. Wennschon auch auf diesem Gebiete die niederen Wundärzte bis ins 16. Jahrhundert eine große Rolle spielten, so kam man hierin doch mehr als in der „inneren" Medizin vorwärts. Die Zusammenstellung chirurgischer Instrumente in Abb. 192 läßt erkennen, über welche Mannigfaltigkeit von Operationswerkzeugen man zu Ausgang des Mittelalters bereits verfügte; allerdings sprechen die ungefügen Sägen, Zangen, Messer usw. von der rohen Härte, mit der man damals gegen die Verletzten vorging. Abb. 193 schließlich gewährt uns Einblick in eine mittelalterliche Apotheke, die in dem Aufbau der Dosen mit den unsere heutigen Aufschriften ersetzenden Zeichen einigermaßen modern anmutet. Da es einheitliche Arzneibücher bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts nicht gab, ordnete der Arzt das Rezept mündlich in der Apotheke selbst an.

Von großer Bedeutung für das deutsche Volksleben vom 13. bis 16. Jahrhundert war das Badewesen. Das Reinlichkeitsbedürfnis, das vielfach bezeugt ist, ließ zuerst private, dann auch öffentliche Badestuben entstehen, in denen die beiden Geschlechter vielfach gemeinsam badeten. Neben den Wannenbädern benutzte man häufig Schwitzbäder, die als besonders heilsam galten, und im 15. Jahrhundert führte es sich auch ein, Orte mit natürlichen Quellen zum Badeaufenthalt aufzusuchen. All das sollte ursprünglich und in weitgehendem Maße auch später noch der Körperpflege dienen, aber die übertreibende Mode bemächtigte sich der Einrichtung, und so wurden die Badestuben aus Orten der Reinlichkeits- und Gesundheitspflege nicht selten zu Stätten selbst unsittlichen Genusses.

In Abb. 195 wird uns ein öffentliches Wannenbad vorgeführt, in dem Männer und Frauen gemeinsam baden. Da man sich stundenlang im Wasser aufhielt, vergnügte man sich mit Spiel und Musik; auch Speisen und Ge-

tränke wurden verabreicht. Der aus dem Fenster hinausgesteckte Faßreifen kennzeichnet das Haus im Hintergrund als ein Gasthaus, mit dem die Badestube offenbar verbunden war. Dieselbe Anlage, nur durch ein Dach gegen die Witterung geschützt, weist das Leuker Wildbad auf (Abb. 194), das im 15. und 16. Jahrhundert wegen seiner schon vom Altertum her bekannten Heilquellen häufig zum Badeaufenthalt gewählt wurde. Abb. 196 zeigt schließlich ein spätmittelalterliches Schwitzbad, dessen Dämpfe durch Übergießen erhitzter Steine mit Wasser erzeugt wurden. Der Kranke hat unter einer großen Glocke Platz genommen, um die Dämpfe auf seinen Körper intensiv wirken zu lassen und sie einzuatmen.

23. Frömmigkeit und Aberglaube. (Abb. 197—201.)

Man hat das Recht von einer besonderen deutschen Frömmigkeit zu sprechen. Ihr Wesen ist innerstes religiöses Bedürfnis und persönlichster Betätigungsdrang. Im 8. und 9. Jahrhundert waren die Deutschen Christen geworden, das ihnen zugebrachte Christentum war das Christentum der im Papsttum verkörperten katholischen Kirche. Äußerlich hatten sie es aufgenommen und behalten, jedoch wenig war darin vom eigenen Geist. Mit der reifenden Erkenntnis begann seit dem 13. Jahrhundert das ergreifende Ringen und Mühen, diesen fremden Körper mit eignem Leben zu füllen. Man suchte und grübelte, und das glühende Verlangen nach Glauben durchwühlte das Volk. So wurde Deutschland auf der einen Seite das Land der Mystik, die entgegen der verstandesmäßigen Scholastik auf spekulativem Wege die Einigung mit Gott suchte und hart an die Gedanken der Reformation streifte. Auf der andern wurde es das Land leidenschaftlicher Volksreligiösität, die hin- und hergeworfen in nahezu krankhafter Form äußerlich-kirchliche Betätigung suchte oder sich einem wahnwitzigen Aberglauben in die Arme warf. Bis an Luthers religiöses Erlebnis heran hat die katholische Kirche das Seelenheil des Einzelnen fest in ihrer Hand behalten.

Einen typischen Vorgang, wie er sich in jener Zeit religiösen Fanatismus abspielte, schildert überaus wirksam Ostendorfers Holzschnitt (Abb. 197). Es ist eine der häufigen Wallfahrten dargestellt, an der ungeheure Volksmassen, wie von einem epidemischen Drange getrieben, teilnehmen. Gerade das halbirre Niederwerfen vor dem Gnadenbild, dieser Verzweiflungsschrei nach Heil und Befreiung, hat den Künstler gefangen genommen. In einen anderen Kreis führt uns Abb. 198. Wie manchmal hat hier ein äußerlicher Vorgang, der freilich hinreichend tief wirkte, den Anstoß der innern Erschütterung gegeben; an das furchtbare Sterben der Pestepidemie von 1349, des „schwarzen Todes", schlossen sich die Geißlerfahrten, jene Bewegung asketischen Bußgeistes, die vielfach früher schon wirksam gewesen war, nun aber in wesentlich gesteigerten Formen die Volksmassen fortriß. Mit Fahne und Kreuz zogen die Geißler singend und sich geißelnd umher, aus der empfänglichen Menge durch immer neuen Zuzug verstärkt. Während das Wallfahrtswesen die Unterstützung der Kirche hatte, fanden die Geißlerfahrten von ihrer Seite scharfe

und erfolgreiche Bekämpfung, denn diese Bußbewegung war pfaffenfeindlich. Dagegen wurde die bekannte spätmittelalterliche Wahnbewegung der Hexenverfolgungen unter Benutzung von Volksvorstellungen von der Kirche wissenschaftlich-theologisch begründet und unter Hinzuziehung des Staates faktisch zur Entfaltung gebracht. Aus heidnischen Verirrungen wuchs die Phantasie der Menschen in christliche hinüber, und das weibliche Geschlecht wurde in Anlehnung an altgermanische Anschauungen als Ausüber der unchristlichen Zauberei hingestellt. Wie man sich solche „Hexen" bei der Arbeit dachte, zeigt Abb. 199, und auf der Folter haben die armen Frauen und Mädchen noch sehr viel Schlimmeres gestanden. Übrigens bedeutet erst das 17. Jahrhundert den Höhepunkt dieser in der Geschichte der Menschheit traurigsten Bewegung.

24. Bestattung. (Abb. 200 u. 201.)

In heidnischer Zeit ließen sich die Deutschen verbrennen oder beerdigen. Durch das Christentum wurde die Feuerbestattung verboten, und erst in unsern Tagen haben wir die Freiheit wiedergewonnen uns auch verbrennen zu lassen.

Die Bestattung der Toten hatte ein durchaus kirchliches Gepräge. Sie erfolgte meist noch am Tage des Todes unter Formalitäten, die dem Stande des Verstorbenen entsprechend sehr verschieden waren. Der gemeine Mann wurde ohne Sarg auf einem Brett liegend bestattet und im Sterbekleid der Erde übergeben; der vornehmere wurde im Sarge beigesetzt, der bis ins 14. Jahrhundert vielfach aus Stein bestand. Der Tote wurde von Angehörigen zu Grabe getragen, wie die spätmittelalterliche Bestattung (Abb. 200) zeigt, unter Beteiligung einer der zahlreichen Brüderschaften, die für diesen Zweck gegründet waren, und einer Reihe von Klageschwestern. Zur Beerdigung ganz Armer standen Stiftungen zur Verfügung. Gegen die Übertreibung des bei der Bestattung zugunsten des Toten wie der Nachlebenden bewiesenen Luxus wurden häufige Verordnungen erlassen, und es ist angesichts solcher Modebestrebungen auffällig, daß an dem mittelalterlichen Brauche festgehalten wurde, dem Toten keinerlei Schmuck mit ins Grab zu geben. Halb christlichen Eifer, halb Modeeifer bezeugte man für die Abhaltung der kirchlichen Seelenmesse, der eigentlichen Totenfeier; auch gegen ihn mußte man mit einschränkenden Verboten vorgehen. Um so ungehinderter aber konnte sich der Drang betätigen, das Grab des Toten mit prunkvollem Stein oder Denkmal zu schmücken. Friedhöfe aus mittelalterlicher Zeit haben sich nicht erhalten. Sie waren von alters her um die Kirche herum angelegt, in der Stadt anfangs nur um die Pfarrkirche, dann bei Zunahme der Bevölkerung auch um die übrigen Kirchen, bis sie zu Anfang des 16. Jahrhunderts wegen wachsenden Platzmangels und der Seuchengefahr von den Kirchen weg an den Stadtrand verlegt wurden. In den Dörfern hat sich die alte Anlage bis auf den heutigen Tag erhalten. Übrigens wurden in Rücksicht auf den beschränkten Raum die älteren Gräber immer wieder benutzt und deren Knochen in Beinhäusern aufgestapelt. Frühzeitig aber drängten die Gräber auch in die Kirche selbst und wo vorhanden vor allem auch in den Kreuzgang, und die hier liegenden oder aufgestellten Grabsteine und Epitaphien geben den Bauwerken vielfach erst ein rechtes Gepräge. Der mit Grabskulptur überhäufte Kreuzgang des Domes zu Augsburg (Abb. 201) wirkt beinahe wie ein Friedhof.

III. Einzelne Stände.

1. Geistlichkeit. (Abb. 202—207.)

Der vornehmste Stand des Mittelalters war die Geistlichkeit. Keineswegs dem altgermanischen Boden entsprossen, war sie in Herkunft wie Wirksamkeit international. Die Kirche war die Erzieherin der europäischen Völker, und indem sie sich mit ihrer überragenden geistigen Macht in das Leben der einzelnen Völker einordnete, gewannen ihre Träger auch auf deutschem Boden das Ansehen und den Einfluß, die ihnen das ganze Mittelalter hindurch eine überlegene Stellung über alle übrigen Volksschichten sicherten. Schon in ihrer Tracht hob sich die Geistlichkeit aus den sonstigen Volkskreisen heraus, und ihre auf die römische Provinzialkleidung zurückgehenden Gewänder bezeichnen sie schon äußerlich als die Vermittlerin der erhalten gebliebenen antiken Kulturerrungenschaften. In einer gewaltigen Organisation überspannte die Hierarchie die christlichen Länder und frühzeitig schon wurde der Aufbau mit dem zentralistischen Papsttum an der Spitze vollendet. Die in der Bischofsgewalt lebendigen nationalen Kräfte wurden im 15. Jahrhundert endgültig unterdrückt. Scharf trennte sich der Klerus von den Laien, und neben der kulturellen Überlegenheit verschaffte ihm die leidenschaftliche Hingabe an das christliche Ideal, das dem Deutschen lange fremdartig blieb und ihn doch gefangen nahm, jene von einer Art Weihe verklärte Vorrangstellung, die er in katholischen Ländern vielfach noch heute genießt.

Das frühe Mittelalter ist die Blütezeit geistlicher Wirksamkeit. Seit dem 11. Jahrhundert von allen Familienbanden gelöst, verrichtete der Klerus sein weltgeschichtliches Kulturwerk, zugleich die wirtschaftliche und die geistige Großmacht dieser Jahrhunderte. Durch zahlreiche Schenkungen an die Kirche, in denen Könige, Fürsten und Herren wetteiferten, erhoben sich die Bischöfe zur Stellung einflußreicher Territorialherren mit all deren Vorrechten. Ihnen unterstand die niedere Geistlichkeit, am nächsten die der Bischofssitze selbst, der Klerus der Domkapitel, in weitgehender Abhängigkeit aber auch die Pfarrer in Stadt und Dorf. In der Hand dieser wohldisziplinierten Kirchendiener lagen die zahlreichen priesterlichen Befugnisse: die Spendung der Sakramente, die Messe, die Predigt und die Seelsorge im weitern Sinne. Die Bischofssitze waren in dieser Zeit die Hauptzentren kultureller Betätigung; von Bildungs- und Kunststätten wie Trier, Hildesheim usw. ist in den früheren Abschnitten mannigfach die Rede gewesen. Den Erz- und Bistümern zur Seite traten gleichzeitig die Klöster. Der asketische Drang nach

Weltentsagung führte zu immer neuen Gründungen und Schenkungen zugunsten der ständig wachsenden Ordensgeistlichkeit, und zahlreiche Abteien konnten sich an materieller Macht mit den Bistümern messen. Zumal diese Klöster wurden die bedeutendsten Schauplätze mittelalterlichen Geisteslebens, und Klöster wie St. Gallen, Fulda, Reichenau, Hirsau, Tegernsee, Korvey usw. sind die ehrwürdigen Stätten künstlerischer und gelehrter Tätigkeit in einer Zeit, da sonst von Kultur in deutschen Landen nur wenig gesprochen werden kann.

Eine Wandlung erfolgte seit dem 13. Jahrhundert. Zwar behielt der Klerus auch in der zweiten Hälfte des Mittelalters seine überragende Stellung dank der immer neu sich belebenden und in neuen Formen sich äußernden christlichen Gläubigkeit. Aber in seiner tatsächlichen Bedeutsamkeit ging der geistliche Stand gleichwohl unaufhaltsam zurück. In wirtschaftlicher Hinsicht entwickelte sich die Geistlichkeit mehr und mehr zur reaktionären Macht, und so verfeindet Adel, Bürgertum und Bauernschaft unter sich waren, so einig waren sie in der Bekämpfung der lastenden Gewalt des Klerus. Derselbe Stillstand und Rückgang äußerte sich in geistiger Hinsicht. Die zunehmende Verweltlichung hatte zwar eine steigende Kulturbetätigung zur Folge, aber Träger derselben war nicht mehr der geistliche Stand selbst, sondern das Laientum, das sich ihm zur Verfügung stellte. Nur die Ordensgeistlichkeit blieb dem geistlichen Ideal treu. Seit dem 12. Jahrhundert führten die Prämonstratenser und diese ablösend die Zisterzienser die wirtschaftliche Betätigung der Mönche zu neuer Blüte; an der Erschließung neuen Koloniallandes in Nord- und Ostdeutschland hatten sie mit ihrer Rodungsarbeit und ihrem organisierten Wirtschaftsbetriebe großen Anteil. Die Franziskaner und Dominikaner wurden ein Jahrhundert später die Träger der eigentlich mittelalterlichen, der scholastischen Wissenschaft, zumal auf den Universitäten. Vor allem aber stellten die Bettelorden die Volksprediger des späteren Mittelalters. Den religiösen Bedürfnissen der Masse entgegenkommend übten sie durch ihre volkstümlichen Predigten großen Einfluß, mit besonderem Nachdruck der sozial tieferen Schichten sich annehmend. Das Schlagwort der „christlichen Freiheit" wurde gegen den hohen und niederen Weltklerus ausgespielt, und seine Durchsetzung hat den mittelalterlichen Charakter des geistlichen Standes schließlich zerstört.

Tafel 89—92 bringen in einigen bildlichen Darstellungen Wesen und Tätigkeit der deutschen Geistlichkeit im Mittelalter zur Veranschaulichung. Abb. 202 führt die überragende Stellung des geistlichen Standes in der Christenheit vor Augen. In einer phantastischen Halle, über der die Taube

in symbolischer Anspielung schwebt, sind die Großen der Welt versammelt, an der Spitze Kaiser und Könige, aber ihnen allen vorangestellt ist der Papst mit dem doppelkreuzgeschmückten Hirtenstab. In den medaillonartigen Quadraten zur Seite sehen wir geistliche Persönlichkeiten in ihren verschiedenen Ämtern und Verrichtungen. Der Stufenbau der Hierarchie wie die festgeregelte Mannigfaltigkeit der Tracht treten uns hier deutlich entgegen, und wie mit einer Art Selbstverständlichkeit macht sich das Bewußtsein kirchlicher Superiorität geltend. Noch eindrucksvoller äußern sich kirchlicher Glanz und kirchliche Herrlichkeit in dem Zeremonienbild eines Lübecker Meisters (Abb. 205), das ein im wundersüchtigen 15. Jahrhundert vielfach dargestelltes Meßwunder Papst Gregors I. zum Gegenstand hat. Mit dem ganzen Prunk geistlicher Ausstattung sind in der gotischen Kapelle hohe Prälaten, Bischöfe und Kardinäle vereinigt und werden Zeugen der Wunderhandlung des vor dem Altar knieenden Heiligen Vaters: sie alle scharf markierte individuelle Persönlichkeiten, wie sie der Künstler um sich sah. Die Messe wurde besonders gern bildlich festgehalten. Die Miniatur aus der Romfahrt Kaiser Heinrichs VII. führt den feierlichen Akt einer Seelenmesse angesichts des Prunksargs des verstorbenen Herrschers anschaulich vor Augen, in ihrer konventionellen Behandlung gerade den herkömmlichen Verlauf wiedergebend (Abb. 204). Die Seelenmesse spielte im kirchlichen Leben des Mittelalters eine besondere Rolle. Sie bildete die eigentliche Totenfeier, und die Überlebenden konnten sich nicht genug tun in Stiftungen zum Besten des Seelenheils des Verstorbenen.

In den Bereich der Volksprediger führt uns Abb. 203, die eine Predigt Bertholds von Regensburg darstellt, jenes Franziskanermönchs, der wie keiner auf das Volk zu wirken verstand. Das Spruchband „Nun merkt auf" bringt zum Ausdruck, daß es ihm gelang, zum Volke zu sprechen wie dieses selbst sprach; er hat die Massen fortzureißen gewußt. Aber nicht nur von dieser sozialen Wirksamkeit der Orden geben uns die Abbildungen einen Begriff, sondern auch von der sonstigen Kulturtätigkeit. Der Klosterbau (Abb. 206) gewährt uns in die Arbeit der wackeren Mönche des Prämonstratenser- und Zisterzienserordens Einblick, die mit freudigem Wagemut in die unwirtlichen Gegenden Nord- und Ostdeutschlands zogen, dort ihre Klosterstätte begründeten und in treuer Arbeit durch Rodung und wirtschaftliche Tätigkeit das Land der Zivilisation erschlossen. Die Zeichnung charakterisiert zugleich trefflich die Vielseitigkeit menschlicher Leistungen, die in einem solchen Kloster vereinigt war. Der Mönch bei gelehrter Arbeit in Abb. 207 weist auf den andern klösterlichen Betätigungszweig hin, die Handhabung der Schreibkunst und die Betreibung der scholastischen Wissenschaft, und der dabei entwickelte Mönchsfleiß ist sprichwörtlich geworden.

2. Adel. (Abb. 208—212.)

Im Gegensatz zum geistlichen Stand geht der Adel auf die altgermanische Zeit zurück, wenn er auch durch die staatlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Mittelalters erst seine eigentliche Entwicklung genommen hat. Frühzeitig erhob sich über der aristokratischen Hauptschicht ein Hochadel, aus dem unter Beseitigung des ursprünglichen Beamtencharakters der Herzöge und Grafen allmählich die Fürsten und Territorialherren hervorwuchsen. Der niedere Adel setzte sich aus mehreren höchst verschiedenartigen

Kreisen zusammen, die in der Blütezeit des Lehnswesens zu dem geschlossenen Stande der Ritter sich verschmolzen. Neben den niederen Uradel, der aus denselben Schichten stammte wie der Hochadel, aber dessen Aufstieg nicht gefolgt war, und den Stand der Gemeinfreien, die sich in den Lehnsverband einfügten, traten die Ministerialen, die unfreier Herkunft im adelnden Hof- und Kriegsdienst sich zur Stellung mächtiger Lehnsträger emporschwangen. Das Lehnsgut machte den Grundherren wie den Hof- und Kriegsmann zum Ritter, und der ritterliche, d. h. der kriegerische und höfische Beruf schloß die verschiedenen Elemente zu einem Stande zusammen. Mit reichen Privilegien ausgestattet schied sich der Ritter rechtlich streng von den übrigen weltlichen Schichten, und eine feinere geistige wie materielle Kultur hob ihn sozial hoch über Bürger und Bauern.

Die Wirtschaft war die Grundlage ritterlicher Berufstätigkeit. Der Ritter wirtschaftete nach dem Vorbilde kirchlichen und namentlich klösterlichen Wirtschaftsbetriebes, anfangs noch vom Dorf selbst, bald aber von seiner Burg aus im Sinne der Grundherrschaft und Naturalwirtschaft seinen Lehnsbesitz ausnutzend. Jedoch unter der Einwirkung des höfischen Ideals ging die Wertschätzung des Ackerbaus bis zur Verachtung agrarischer Arbeit zurück, und in wachsendem Maße traten ritterliche Betätigung und materielle Grundlage in ein gefährliches Mißverhältnis. Schroffer und schroffer schloß man sich von den übrigen Ständen ab; seit dem 12. Jahrhundert wurde der adlige Berufsstand wieder ein Geburtsstand. Indessen diese Zeit bedeutet zugleich die höchste Entfaltung des Rittertums. Im 12. und 13. Jahrhundert wurde auch in Deutschland der Adel der erste Träger einer weltlichen Bildung. Die Kultur des Rittertums zeigt starke romanische Beeinflussung und internationales Gepräge, aber sie ist nicht frei von deutschnationalen Zügen und hat auf die untern weltlichen Schichten vielfach eingewirkt. Diese feine gesellschaftliche Kultur, die neben Krieg und Fehde Hof- und Minnedienst als höchsten Lebenszweck ansah, war das Ideal aller Vornehmen, und der Minnesang ist ihr unvergänglicher Ausdruck.

Jedoch schnell folgte dem materiellen Abstieg auch der geistige. Sozial behielt der Adel zwar im 14. und 15. Jahrhundert seine Vorrangstellung, aber tatsächlich wurde er durch das feindliche Bürgertum, zumal durch das Patriziat, immer weiter zurückgedrängt. Der kriegerische Geist, der einst in den Kreuzzügen sich so christlich mannhaft betätigt hatte, äußerte sich nunmehr im Fehdewesen, das Handel und Wandel störte und schließlich in Faustrecht und Raubrittertum ausartete, und an Stelle der feinen Bildung traten vielfach rauhe Sitten. Wenn der Edelmann des

ausgehenden Mittelalters Kulturarbeit leistete, so geschah es in den Mauern der Stadt, in die mancher Ritter übersiedelte, um im städtischen Patriziat aufzugehen. Erst in neuer enger Anlehnung an das im 16. Jahrhundert endgültig zur Herrschaft gelangende Fürstentum erlebte der Adel eine zweite Blütezeit; die Periode vom späten Mittelalter zur neueren Zeit gehörte dagegen dem Bürgertum.

In das Leben und Treiben des mittelalterlichen Adels gewähren die Abbildungen der Tafeln 93—96 Einblick. Die kriegerische Betätigung war ihm die Hauptsache; im Anschluß an die Abb. 45—47 ist (S. 16—18) davon gesprochen worden. Aber nicht nur im offenen Kampf kam sie zum Ausdruck sondern auch im rittermäßigen Kampfspiel. Die bezeichnendste Form ritterlicher Waffenübung war das Turnier, das im 12. Jahrhundert aus Frankreich eingeführt wurde, im 13. Jahrhundert seine höchste Blüte hatte und in spätmittelalterlicher Zeit eine hohe Nachblüte erlebte. Meist als Abschluß einer Reihe von Einzelstechen angesetzt, wurde es vornehmlich von Fürsten und reichen Herren veranstaltet. Die Teilnehmer erschienen im glänzendsten Waffenschmuck, und der mit strengem Zeremoniell geführte Kampf zwischen den meist mit Lanzen fechtenden Parteien bot das Bild einer Schlacht im kleinen, bei der es vielfach nicht ohne Verletzungen und Todesfälle abging. Abb. 100 führt ein spätmittelalterliches Turnier vor, das unter den Augen Herzog Albrechts IV. von Bayern in den Straßen Münchens stattfand. Die Kämpfer gehen unter Musik auf einem durch Strohlagen kenntlich gemachten Platze gegen einander los, um nach Beendigung ihres Spiels von einer im Hintergrunde haltenden zweiten Ritterschar abgelöst zu werden. Die enge Verbindung dieses Waffenspiels mit dem Minnedienst zeigt Abb. 208. Als Sieger ist der junge Ritter aus dem Turnier hervorgegangen und nimmt nun aus den Händen seiner Dame, für deren Farben er gekämpft hat und die mit ihren Genossinnen dem Spiele beiwohnt, den Kranz entgegen. Aber auch die steigende Vorliebe für die Formalitäten und Zeremonien dieser Waffenübungen läßt das Bild erkennen; der echte kriegerische und kraftvolle Geist ist gewichen und hat gesellschaftlichem Modewesen Platz gemacht, das sich in der Überladung mit heraldischem Schmuck äußert.

Neben dem Turnier spielte die Jagd die wichtigste Rolle im ritterlichen Leben. Wenn auch jetzt noch die Nahrungsbeschaffung bei ihrer Ausübung mitsprach, so gab doch die Jagdlust, die Freude an der sportlichen Betätigung den Ausschlag, denn Jagdbeute wog nicht geringer als Kampfbeute. In dem Holzschnitt Lukas Cranachs (Abb. 210) ist eine vom sächsischen Kurfürsten veranstaltete Hirschjagd dargestellt. Die berittenen Jäger sind mit Schwert und Armbrust ausgerüstet, die den älteren Bogen ersetzte; die zu Fuß führen den Spieß. Die Jagd selbst verlief nach strengem weidgerechtem Zeremoniell, auch Jagdpersonal und Meute waren an sorgfältig beobachtete Regeln gebunden, und Hetzen wie Zurstreckebringen und Zerlegen des Wildes erfolgten unter bestimmten Formen. Nur der Jagdeifer als solcher kannte keine Schranken, und die häufigen schweren Schäden, die ritterliche Jagdgesellschaften rücksichtslos in Fluren und Äckern anrichteten, wurden zu einer der wichtigsten Ursachen für den Haß der Bauern gegen den Adel in spätmittelalterlicher Zeit. In der Blütezeit des Rittertums spielte die Falkenjagd eine besondere Rolle. Bei ihr verband sich wieder Jagdlust und Minnedienst, denn der Falke war der Liebling der vornehmen Frau; in Abb. 226 und 244, die dem 15. Jahrhundert entstammen, sehen wir, wenn auch auf

rein gesellschaftlichen Boden verpflanzt, diese Mode nachwirken, während in früherer Zeit die Damen an der Falkenbeize selbst teilnahmen.

In das gesellschaftliche Leben des Adels gewähren Abb. 209 und 211 Einblick. Vollends hier erscheint der Frauendienst bestimmend, zugleich aber gewinnen wir durch sie einen Begriff von den feinen Manieren, deren das höfische Rittertum sich befleißigte. Statt der früheren Sonderung der Geschlechter pflegte man das gesellige Zusammensein der Herren und Damen, und in angeregter Unterhaltung, deren Hauptthema die Minne war, vereinigte man sich bei Bankett, Tanz und Turnier. Das Schönheitsideal der schlanken und anmutigen Frau mit dem lockigen Haar und den wohlgepflegten Händen wirkte auch auf das des Mannes ein, der an Stelle der einstigen kriegerischen Kraft und Derbheit eine beinahe frauenhafte Eleganz des Auftretens zu erreichen suchte. Bei den zum Festmahl am Hofe des Erzbischofs Balduin von Trier versammelten Gästen (Abb. 212) lassen sich Männer und Frauen kaum unterscheiden. In Luxus und Buntheit der Kleidung und in Überladung mit Schmuck wetteiferten die beiden Geschlechter, und in schnellem Wechsel änderten sich unter dem Einfluß der zur Geltung gelangenden Mode die Trachten. Der von Israel van Meckenem dargestellte Tanz der Salome (Abb. 209) gibt das am Ausgang des Mittelalters in den aristokratischen Kreisen herrschende Streben nach überfeinertem Luxus mit seinen von Burgund her beeinflußten Modeübertreibungen trefflich wieder, die auch vor der aufdringlichen Zurschaustellung körperlicher Reize nicht mehr zurückschreckten. Auch die in dem mit bizarren Pflanzen gefüllten Garten bei Unterhaltung und Schachspiel vereinigten jungen Leute reden mit ihrer geckenhaften Kleidung und ihren manierierten Bewegungen die gleiche Sprache (Abb. 226). In strenger Zucht eignete man sich die vornehmen Formen, die „höveschеit", an, die auch einen für die damalige Zeit hohen Grad von Bildung in sich schloß, wenn diese auch vielfach äußerlich blieb. Aus ihr ergab sich auch das Gefühl für die schöne Form der Sprache. Die Kunstpoesie des Minnesangs ist der vornehmste Ausdruck der ritterlichen Kultur des 12. und 13. Jahrhunderts, und trotz ihrer Beschränkung auf den Kreis höfisch-aristokratischer Ideale und ihrer künstlichen Regeln stellt sie eine bedeutende Höhe mittelalterlicher Kulturäußerung dar. Der Abb. 212, die den sagenhaften Sängerkrieg auf der Wartburg wiedergibt und lebendig in diesen Kreis ritterlicher Minnesänger hineinführt, ist bereits an früherer Stelle (S. 58) gedacht worden.

3. Bürger. (Abb. 213—233.)

Was der Adel für das hohe Mittelalter, war das Bürgertum für das spätere. Im 14. und 15. Jahrhundert waren die Bürger die Führer der deutschen Nation. Rein wirtschaftliche Voraussetzungen waren für Aufkommen und Aufschwung des deutschen Städtewesens bestimmend. Mit der fortschreitenden materiellen Kultur gliederten sich Gewerbe und Handel aus der wirtschaftlichen Arbeit als selbständige Erwerbszweige aus und ihre Träger schlossen sich räumlich zusammen. Von der äußeren Entstehung der mittelalterlichen Stadt ist früher bereits (S. 32) die Rede gewesen; hier ist noch von dem Charakter der städtischen Bevölkerung zu sprechen. Die verschiedenartigsten Elemente sammelten sich innerhalb der städtischen Mauern unter dem Schutze des Königsfriedens, aus dem

der Rechtssatz „Stadtluft macht frei" herauswuchs, und im Sinne der Freiheit fügten sie sich zu einer einheitlichen Masse zusammen. Trotz aller sozialen Unterschiede entwickelte sich ein fest ausgebildetes städtisches Selbstbewußtsein, und in dem seit dem 12. Jahrhundert entbrennenden Kampfe gegen den Stadtherrn erlangte das Bürgertum das Recht der freien Selbstverwaltung und Gerichtsbarkeit. Ihren Ausdruck fand diese städtische Selbständigkeit in der Ratsverfassung. Nicht eine numerische Überlegenheit gab übrigens den Ausschlag für die beherrschende Stellung der Stadt, denn die städtische Bevölkerungszahl blieb das ganze Mittelalter hindurch gering, sondern die harmonische soziale Durchbildung und die feste Organisation.

Der Rat als Vertretung der Stadtgemeinde hatte das gesamte Stadtregiment in der Hand, und alles ohne Kontrolle. Aus dem Kollegium sonderten sich die Bürgermeister aus, ohne aber mehr als eine repräsentative Rolle zu erlangen, und neben ihnen spielten frühzeitig die akademisch gebildeten Stadtschreiber eine große Rolle; diese allein waren besoldet, während die Mitgliedschaft des Rats ehrenamtlichen Charakter hatte. Abb. 213 führt die Sitzung einer solchen Ratsbehörde vor, wie sie am Ausgang des Mittelalters an der Spitze Hamburgs stand. An dem großen viereckigen Tisch mit reich verzierter Decke, auf der der streng gehütete Urkundenschrein steht, präsidieren die vier Bürgermeister, die durch ihr talarartiges Gewand kenntlich sind. Um den Tisch gruppiert erblicken wir auf jeder Seite 10 Ratsherren, unter ihnen den Syndikus, den Protonotarius und zwei Sekretäre, während vorn rechts der Ratsdiener steht.

Sehr bald aber wurde die Zugehörigkeit zum Rat ein Vorrecht der vornehmen Bürger, so daß das Stadtregiment einen Geschlechtercharakter annahm. Gegen diese aristokratische Herrschaft der Patrizier erhoben sich in den meisten deutschen Städten die untern Schichten, namentlich die Zünfte, aber wenn es ihnen auch in zahlreichen Fällen gelang, Anteil am Stadtregiment zu gewinnen, so trat doch an Stelle der alten Aristokratie nur eine wenn auch abgeschwächte neue; von einer demokratischen Vertretung der Stadtbevölkerung kann im deutschen Mittelalter keine Rede sein. Diese patrizische Verwaltung aber leistete ganz Hervorragendes und ist für die spätere staatlich-landesherrliche vielfach vorbildlich geworden. Ihr wichtigstes Arbeitsfeld war das Finanz- und Steuerwesen, das mit dem Naturaliensystem brach und sich scharf auf den Boden der neuen Geldwirtschaft stellte; zumal diese Organisation verschaffte den Städten die große Überlegenheit über Fürsten und Adel. Auch die Wohlfahrtspflege, deren schon mehrfach gedacht wurde, gehört zum Ruhmesblatt dieser hochstehenden Verwaltungstätigkeit, ebenso wie die Sorge für das Kriegswesen, die Besserung des Münzwesens und das Eintreten für Handel und Gewerbe.

Zunächst überwog in den Städten wirtschaftlich wie sozial

das Handwerk. Allerdings spielte agrarische Tätigkeit bis in das späte Mittelalter hinein eine nicht unwichtige Rolle im städtischen Bereiche und keine mittelalterliche Stadt dürfte den Charakter der „Ackerbaustadt" ganz verloren haben, aber die Bedeutung des Handwerks nahm ständig zu und es wuchsen damit Spezialisierung und Kunstfertigkeit. Seine höchste Blüte erlebte es durch die Organisation der Zunft, die der mittelalterlichen Stadt ein besonderes Gepräge verlieh.

Anfangs wurde die gewerbliche Tätigkeit als Hauswirtschaft ausgeübt, doch führten die Zunahme der Bevölkerung und das Wachsen der Ansprüche bald zur Verselbständigung der einzelnen Handwerke zumal auf dem Gebiete der Textil- und Nahrungsmittelgewerbe. Mehr und mehr trat dabei die Form des Lohnhandwerks zugunsten der des eigentlichen Handwerks zurück: ein Meister betrieb sein Gewerbe in eigner Werkstatt und mit eignem Handwerksmaterial unter Beihilfe von Gesellen und Lehrlingen. So arbeiteten seit dem 12. Jahrhundert die Wollenweber, die unter den Handwerkern eine besonders wichtige Stellung einnahmen (Abb. 214), die Fleischer und Bäcker, deren Waren sich immer mehr verfeinerten (Abb. 216), die Schmiede, die es zu hohen kunstgewerblichen Leistungen brachten (Abb. 215), die Sattler, Schuster usw. Lohnwerker blieben dagegen vorwiegend die Schneider und Bauhandwerker; der Leistungen der letzteren, auf denen sich die Bauwerke der Gotik gründen, ist mehrfach gedacht worden. Eine besondere Rolle spielten die Münzer, die im Dienste der städtischen oder fürstlichen Obrigkeit tätig waren (Abb. 217); auch von ihrem hohen technischen Können ist früher bereits die Rede gewesen (S. 21).

Das eigentliche Gepräge erhielt das mittelalterliche Gewerbe durch die Zunft; auch das Handwerk tat den im deutschen Charakter begründeten Schritt sich genossenschaftlich zu organisieren. Aus den kirchlichen Zwecken dienenden Bruderschaften hervorgewachsen, stellten die Zünfte eine Art Selbstverwaltungskörperschaft dar, die allmählich auch eine eigne Gerichtsbarkeit und Polizeizwangsgewalt erlangte und von der städtischen Obrigkeit als berechtigte Vertretung der einzelnen Handwerke anerkannt wurde. Trotz aller Unterdrückungsversuche seitens der Stadtherrn und Könige setzte sich das Zunftwesen im Laufe des 13. Jahrhunderts siegreich durch. Zuerst organisierten sich so wieder die Textil- und Nahrungsmittelgewerbe, aber im Laufe des 14. Jahrhunderts folgten alle übrigen Handwerke. Mit welchen strengen Vorschriften sich die Zünfte abschlossen und über die Arbeit der Mitglieder wachten, zeigt die Zunftrolle der Lübecker Rotgießer, Ringfeiler und Spangenmacher (Abb. 218); der langatmige Text der in der Abbildung nur teilweise aufgerollten Urkunde regelt bis ins einzelnste die für das Handwerk geltenden Arbeitsbedingungen. Ein stolzer Handwerkergeist beseelte diese Zünfte. Mit peinlicher Sorge hielt man auf „Ehrbarkeit", und aus der starken Tradition wie aus der Hochschätzung und der strengen Überwachung der Arbeit sind die hohen Leistungen des deutschen Handwerks hervorgegangen, die das Ausland mit Bewunderung erfüllten. In Wappenschildern, die nicht fein genug gefertigt sein konnten, betonte man die Zusammengehörigkeit nach außen; das sauber in Email gearbeitete Schild der Lübecker Malerzunft (Abb. 219) mag dafür ein Beispiel sein, auch darf an das Tartschenschild (Abb. 51) erinnert werden. Die Statuten und Privilegien barg man in Schreinen und Truhen, von denen Abb. 138 ein Beispiel bietet. Kein Wunder, daß diese mächtigen Organisationen zu ihrer hohen sozialen Stellung auch politischen Einfluß in

den Städten gewannen: vielfach erlangten die Zünfte Anteil am Stadtregiment oder sogar die Herrschaft darin. Aber so heilsam der Zunftzwang zunächst war, so schloß er doch Gefahren in sich, denen das Handwerk schließlich erlegen ist. Während die wirtschaftlichen Verhältnisse sich änderten, blieben die in der Zunft herrschenden Anschauungen durchaus unverändert und verfielen so der Erstarrung. Mit wachsender Rückständigkeit bekämpfte man die freie Betätigung des Einzelnen und zumal das Fortschreiten des auf den Boden der Kreditwirtschaft sich stellenden Kaufmanns, und in den Zünften selbst führte die starre Unbeweglichkeit zu lebhaften Kämpfen zwischen Meistern und Gesellen. Um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts war der Zersetzungsprozeß bereits in vollem Gange und ein schneller Niedergang des deutschen Handwerks war die wesentliche Folge dieser Entwicklung.

Neben dem Handwerker spielte der Kaufmann die bedeutendste Rolle in der mittelalterlichen deutschen Stadt, und mehr noch als auf der Leistung des Handwerks beruhte auf der kaufmännischen Betätigung die Blüte des städtischen Bürgertums. Zwar war auch der Handwerker in gewissem Sinne Kaufmann, indem er vielfach selbst seine Waren verkaufte, aber neben ihm und später in scharfem Gegensatz zu ihm entfaltete der eigentliche, d. h. nicht selbst produzierende Kaufmann eine bedeutende Wirksamkeit, vom Krämer, der dem Handwerker nahestand, und vom Gewandschneider, dem frühmittelalterlichen Tuch-Kleinhändler, hinauf bis zum Handelsherrn und Großunternehmer der späteren Jahrhunderte.

Ursprünglich Lokalhändler wurde der Kaufmann in unaufhaltsamer Entwicklung zum Träger eines über die deutschen Lande sich erstreckenden Binnenhandels und schließlich eines über die Landesgrenzen und Meere hinausgreifenden Welthandels. Aus dem Kleinhandel ging alle kaufmännische Tätigkeit hervor, und bis an den Ausgang des Mittelalters ist der Großkaufmann auch Kleinhändler geblieben, aber seine eigentliche Wirksamkeit übte der Kaufmann durch seine weiten Handelsfahrten (Abb. 74), und auch in kommerzieller Hinsicht hat das deutsche Bürgertum schließlich mit seinen Leistungen das vorangehende italienische Bürgertum erreicht und übertroffen. Inhalt der Handelstätigkeit waren die Herbeischaffung des Rohmaterials für das Handwerk und der Verkauf der landwirtschaftlichen und gewerblichen Produkte im In- und Auslande. Während am Binnenhandel sämtliche deutschen Städte beteiligt waren — der Westen mit der fortgeschritteneren Kultur freilich mehr als der nur langsam folgende Osten —, wurden die Handelsbeziehungen zum Ausland vornehmlich von den oberdeutschen Städten nach Italien hin und von den niederdeutschen Städte an der Seeküste und den größeren Flüssen nach den Ost- und Nordseeländern hin gepflegt. Von besonderer Bedeutung war dabei die dauernde Festsetzung im Ausland, namentlich die in den kulturell unterlegenen nordischen Gebieten; sie erfolgte in Höfen und Kontoren. Voraussetzung war das geschlossene Auftreten, das allein der kaufmännischen Tätigkeit Sicherheit gewährte. Auch die Kaufmannschaft folgte dem genossenschaftlichen Drange, wennschon die Gilden niemals die Bedeutung der Zünfte erlangten und der Einzelbetätigung entsprechend dem freieren Charakter der Handelstätigkeit größeren Spielraum gewährten. Wichtiger wurden deshalb die Verbindungen der Städte untereinander, deren Kaufleute an der Handelstätigkeit Anteil hatten, und unter ihnen ragt der Bund der niederdeutschen Städte hervor, der ursprünglich

den Namen „der gemeine Kaufmann" führte und seit dem 14. Jahrhundert „die deutsche Hanse" hieß. Zwei Jahrhunderte übte sie die kulturelle Herrschaft über die nordischen Reiche aus, um erst ihre Machtstellung zu verlieren, als diese sich staatlich organisierten und die alten Handelsprivilegien zerbrachen, die aufrecht zu erhalten es den deutschen Kaufleuten an politischer Macht fehlte. Ihr gemeinsames Ziel war die Sicherung der Handelsniederlassungen im Ausland und die Erleichterung des Handelsverkehrs im Inland. Wie man auch im einzelnen sich verständigte, läßt beispielsweise das Heringsmaß erkennen, das die Städte Lübeck und Rostock 1469 einführten und damit zu weiterer Geltung brachten (Abb. 220).

Trotz vielfacher Anfeindung fand die Handelstätigkeit in den deutschen Städten selbst eifrige Förderung. Neben den alten Wochen- und Jahrmärkten entwickelten sich in spätmittelalterlicher Zeit Messen, von denen damals freilich nur die Frankfurter eine internationale Bedeutung gewann. Kaufhäuser dienten den einzelnen Handelszweigen zum wohlorganisierten Vertrieb ihrer Waren. Weiter wurden Stadtwagen eingerichtet, durch die eine behördliche Kontrolle ausgeübt wurde und deren zwangsmäßige Benutzung ein wichtiges städtisches Privileg war. Wie es dort zuging, schildert sehr humoristisch das an der Nürnberger Stadtwage angebrachte Relief Adam Kraffts (Abb. 221), das zugleich zeigt, daß die Sympathie des Künstlers nicht auf seiten des mißmutig in den Geldbeutel greifenden Kaufmanns war.

Die Ansammlung von Reichtümern verschaffte den Kaufleuten schnell die hervorragendste soziale Stellung in der Stadt, und meist hatten sie im Rate das Übergewicht. Zumal sie bildeten die patrizische Oberschicht, die zwar immer verhältnismäßig gering an Zahl blieb, aber auf das Kulturleben und die politische Haltung der Stadt häufig entscheidenden Einfluß übte. Gewiß fanden auch in der Kaufmannschaft Starrheit und Engherzigkeit Eingang, jedoch niemals verfiel sie der zünftigen Verknöcherung, und eben in der Zeit, da das Handwerk einem schnellen Niedergang entgegensah, erhob sich die kaufmännische Tätigkeit zu ihrer höchsten Höhe. Mit einer gewaltigen Unternehmungslust warf sich der Kaufmann auf die Ausnutzung der emporwachsenden Kapital- und Kreditwirtschaft, die das mittelalterliche Wirtschaftsleben zerbrach und über die mittelalterliche Denkweise hinwegschritt. Ganz neue Handelsformen bildeten sich. Die besonders entwickelte Leinwand- und Barchentindustrie und die Bergwerke wurden kapitalistisch ausgebeutet, und in jähem Aufstieg gestaltete sich das Bankgeschäft aus, dessen Entstehung und Machtstellung auf deutschem Boden stets an den Namen Fugger geknüpft bleiben. Damit hatte das Bürgertum sich auf den Boden einer neuen Zeit gestellt, und es muß ihm hoch angerechnet werden, daß es diesen Schritt mit kühnem Wagemut aus eigner Kraft getan hat.

Die beiden Abbildungen auf Tafel 102 zeigen uns, wie sich die kaufmännische Tätigkeit im einzelnen abspielte. In dem Verkaufsraum des Edelsteinhändlers (Abb. 222) sehen wir an den damals üblichen Schragentischen den Geschäftsinhaber mit seinen Angestellten, während sich vorn ein aus eleganten jungen Herren und Damen bestehendes kauflustiges Publikum eingefunden hat. Abb. 223 läßt uns in Kontor und Speicher eines Großkaufmanns blicken, wie sie Hans Burgkmair in seinem Wohnort Augsburg vielfach vor Augen gehabt haben wird. Die Darstellung bringt mit ihren kräftigen Linien wirkungsvoll den großartigen Unternehmungsgeist und die nüchterne Arbeitsamkeit des deutschen Kaufmanns jener Tage zum Ausdruck.

Von Betätigungsdrang erfüllt und ernster Arbeit sich hingebend schwang sich das Bürgertum zur führenden sozialen Schicht

empor auf Kosten der Geistlichkeit, die trotz aller Entfremdung am christlichen Ideal der Weltentsagung festhielt, und des Adels, der sich dem Weltgenuß widmete. Aber indem das bürgerliche Lebensideal der Arbeit galt, zog auch der Geist der Nüchternheit, der materiellem Erwerbstrieb eigen ist, in die deutsche Stadt. Die Bedeutung der städtischen Kultur liegt darin, daß sie nicht mehr auf eine kleine Oberschicht sich beschränkte, sondern in weiteren Kreisen Geltung gewann. Diese Ausdehnung in die Breite erfolgte jedoch auf Kosten der Höhe und Feinheit. Die städtische Kultur des Mittelalters bedeutet eine Vergröberung gegenüber der ihr vorangehenden ritterlichen, und der Zug der Derbheit erscheint bestimmend für das Bürgertum jener Jahrhunderte. Nur die patrizische Oberschicht übernahm das aristokratische Vorbild, und die Lebensführung der „Geschlechter" in den Städten unterschied sich nicht von der der Ritter in den Schlössern und Burgen, ja übertraf diese schließlich an Eleganz und Luxus und wetteiferte mit fürstlicher Hofhaltung. Der mittlere und kleinere Bürger dagegen verblieb in einfacheren Lebensverhältnissen, wenn diese auch entsprechend dem steigenden Wohlstand in ständigem Aufstieg waren. Andererseits entsprachen dem nüchternen Erwerbssinn und der derben Gesinnung eine übertreibende Lebensfreude und Genußsucht. Manche böse Erscheinung des Emporkömmlingswesens machte sich geltend, und nicht zum wenigsten darauf ist der im 15. Jahrhundert zutagetretende schroffe Gegensatz zwischen Arm und Reich zurückzuführen. Die Zügellosigkeit und Überhebung der besitzenden Klassen weckten die Opposition der besitzlosen Masse, die zu einer wachsenden Bedeutung gelangte und um die Wende von Mittelalter und Neuzeit als neuer wichtiger Faktor in die Geschichte trat.

Die Abbildungen der Tafeln 103—105 behandeln dies bürgerliche Privatleben. Das ritterliche Vorbild führte zur Ausbildung eines eignen bürgerlichen Waffenspiels, des Schützenfestes, das bis auf den heutigen Tag in Geltung ist. Zur Ausübung solcher Waffenspiele, bei denen namentlich die Armbrust, später die Büchse gebraucht wurde, bildeten sich seit dem 14. Jahrhundert Schützengesellschaften, die zugleich in der städtischen Wehrverfassung eine große Rolle spielten und deren Veranstaltungen neben den Schaumärkten zu den meist besuchten Volksfesten wurden. Auch diese Schützengenossenschaften trugen mit Stolz ihre Wappenabzeichen, und der stattliche Schmuck eines über 9 sächsische Städte sich erstreckenden Schützenbundes, „der Städte Kleinod" (Abb. 224), von dem in kunstgewerblicher Hinsicht bereits die Rede war (S. 50), läßt den zeremoniellen Ernst erkennen, der in ihnen lebendig war.

Mit dem steigenden Handelsverkehr und der wachsenden Genußsucht entstanden zahlreiche Gasthäuser und Schenken, in denen vor allem auch dem Hauptübel des 15. und 16. Jahrhunderts, dem Trunke, gefrönt wurde. Daß es in einem Wirtshaus des Mittelalters verhältnismäßig einfach herging, zeigt Abb. 225, wenn wir auch anzunehmen haben, daß wir es hier mit einem

von mittleren und kleineren Kreisen besuchten Gasthofe zu tun haben und daß die vornehmen Herbergen schon damals sehr viel mehr Bequemlichkeit boten. Die aus einem offenen Herdfeuer mit Kaminanlage bestehende Küche und das eigentliche Gastzimmer sind zu einem Raum vereinigt, und der Reisende hat die Möglichkeit, zugleich seinen Durst und Hunger zu stillen, der Zubereitung der Speisen zuzuschauen und sich die Füße zu erwärmen.

Den Gegensatz zwischen der Lebensführung der eleganten Patrizier der reichen kaufmännischen Oberschicht und der Lebensweise der derben Handwerkerkreise charakterisieren deutlich Abb. 226 und 227. Das gesellige Zusammensein der in neuster Mode gekleideten jungen Leute (Abb. 226), zu dem die schon besprochene Tanzfestlichkeit (Abb. 209) herangezogen werden mag, läßt kaum ein festes Urteil zu, ob es sich hier um einen adligen oder patrizischen Kreis handelt. Für beide gelten die schlanken feinen Gestalten, das manierierte und unnatürliche Sichgeben. Ganz anders stellt sich die Vermählungsszene dar, die Hans Burgkmair mit sichern kräftigen Strichen festgehalten hat (Abb. 227). Hier treten uns die breiten kernigen Gestalten des deutschen Handwerkers entgegen, die zwar offensichtlich auch einen Luxus zur Schau tragen wollen, aber jeden aristokratischen Zug vermissen lassen. Statt der enganliegenden ritterlichen Tracht huldigen sie der weitbauschigen Kleidung, die uns heute als die altdeutsche Tracht schlechthin gilt, und die zahlreichen uns erhaltenen Kleiderordnungen beweisen, daß auch die mittleren und kleinen Bürger zu Übertreibung und Maßlosigkeit neigten.

Überaus mannigfaltig waren die Formen der Unterhaltung der städtischen Bevölkerung, doch hatte sie vorwiegend den Massencharakter öffentlicher Geselligkeit bei Spiel und Tanz. Daß man sich aber auch im Hause zu ergötzen wußte, zeigen Abb. 228 und 229. Das im 14. Jahrhundert nach Deutschland gebrachte Kartenspiel, das meist in den Trinkstuben geübt wurde und schnell zu einem argen Laster ausartete, beschäftigte Hausherrn und Hausfrau auch daheim im behaglichen Raum (Abb. 228), aber neben solchen lediglich die Zeit vertreibenden Beschäftigungen widmete man sich auch inhaltsvolleren. Die Musik spielte im Volke eine große Rolle, und wie für die ritterliche Kultur der Minnesang charakteristisch ist, so ist es der Meistersang für die bürgerliche. Indessen auch er besaß den für das ganze bürgerliche Wesen so bezeichnenden Zug der Nüchternheit und den Mangel an Formensinn und Gedankeninhalt. Um so wärmer spricht zu uns der reizende Kupferstich Meckenems (Abb. 229), der einen Orgelspieler zu Haus auf seinem Instrumente übend darstellt, während seine Gattin die Blasbälge bedient.

Eine eigenartige Rolle spielten die Juden in der mittelalterlichen Stadt. Ursprünglich der christlichen Bevölkerung gleichgestellt, wurden sie seit der Zeit der Kreuzzüge von dieser heftig angefeindet. Glaubenshaß und Konkurrenzneid riefen Gewaltmaßregeln und blutige Verfolgungen hervor, und in engen Quartieren zusammengepfercht führte das Judentum eine verängstigte Existenz, ohne freilich dadurch in seinem Drange nach Handelsbetätigung erschüttert zu werden. Der Jude blieb das ganze Mittelalter hindurch der Träger des Viehhandels und des Darlehnsgeschäfts, das als unchristlich galt, um erst im 14. und 15. Jahrhundert durch den kapitalistischen Kaufmann verdrängt zu werden. Aber immer von neuem mußte er sich die Duldung dieses gewinnbringenden Geschäftes erkaufen. Kaiser und Stadtherrn ließen sich

die den Juden aus finanziellen Gründen gewährten Schutzbriefe teuer bezahlen, und ihr Titel „kaiserliche Kammerknechte" bezeichnet deutlich ihre fragwürdige rechtlose Stellung. Auch in spätmittelalterlicher Zeit hatten sie noch viel unter dem Haß des Volkes zu leiden, das den Darlehnzins kurz als Wucher ansah, was er freilich oft genug war.

Abb. 230 führt die Verleihung eines Schutzbriefes seitens Kaiser Heinrichs VII. vor Augen, natürlich in der für die mittelalterliche Darstellung üblichen symbolisierenden Weise. Der Älteste der jüdischen Gemeinde, dem der Künstler die charakteristische Nase gegeben hat, nimmt aus der Hand des hoch zu Roß sitzenden Herrschers die Pergamentrolle entgegen; die Mitglieder der Deputation sind mit dem den Juden vorgeschriebenen Talar bekleidet und tragen den bis in spätere Jahrhunderte gebräuchlich gebliebenen gelben Kopfputz, eine Art umgestülpten Teller mit knopfartig sich erweiternder Spitze. Daß auch im Schmuck sich der Jude vom Christen abschied, lehrt die besondere Form der Judenringe (Abb. 152). Zahlreiche Darstellungen gelten dem jüdischen Wucherer. Abb. 231 ist einer Flugschrift entnommen, die das Volk ausdrücklich über den von den Juden geübten Wucher aufklären will. Zu dem am charakteristischen Rechentisch sitzenden jüdischen Geldleiher, dem, von Leihgegenständen umgeben, Frau und Kind Gesellschaft leisten, kommen ein Bauer und ein Bürger, um gegen ein Pfand ein Darlehen zu nehmen; die warnende Moral der hier geschilderten Handlung wird nur zu oft nicht beachtet worden sein.

Anhangsmäßig soll hier bemerkt werden, daß zwei Gewerbe allmählich in nahe Beziehungen zur Stadt traten: der Bergbau und Fischfang. Bergbau wurde von altersher in Deutschland betrieben, aber an ein Hoheitsrecht geknüpft war er ganz in der Hand der Kaiser und Landesfürsten. So wurden die Salzschätze des Bodens zugunsten fürstlicher Kassen gewonnen (Abb. 186), so vor allem die reichen Erzschätze, die in steigendem Umfange erschlossen wurden, um in Münzen und Schmuck verarbeitet zu werden oder den Stoff für blühende Eisen- und Waffenindustrien zu liefern. Seit dem 14. Jahrhundert aber bemächtigte sich der Handel dieses ertragreichen Zweiges, und bald taten die kapitalistischen Kaufleute den Schritt selbst an die Ausbeutung der Bodenschätze, namentlich der Erze, zu gehen. Die Bergwerke traten im 15. Jahrhundert in ein enges Verhältnis zum städtischen Handel und schufen die Hauptgrundlage für den großen Aufschwung des Geldhandels. Abb. 232 zeigt ein Erzbergwerk, wie es damals etwa in Tirol oder im Mansfeldischen betrieben wurde.— In ähnlicher Weise wurden der Fischfang und die Fischzucht in die städtische Gewerbstätigkeit hineinbezogen, wenn auch bis auf den heutigen Tag ihre Ausübung im Dienste der privaten ländlichen und städtischen Wirtschaft bestehen blieb. Die Fischerei in den Süßwasserflüssen und -seen, wie sie beispielsweise Abb. 233 vorführt, und wie sie besonders von den Grundherrschaften gefördert wurde, war zwar nur in geringem Umfange kaufmännisch organisiert, wenn sie auch natürlich zur Stadt nahe Beziehungen unterhielt. Dagegen wurde der Seefischfang zu einem wichtigen Zweige des Handels und spielte in der Hanse eine große Rolle. Bei der strengen Einhaltung der Fastenvorschriften in dieser kirchlichen Zeit kam dem Fisch als Nahrungsmittel eine große Bedeutung zu.

4. Bauern. (Abb. 234—241.)

Trotz der großen Bedeutung der Städte muß Deutschland für die Zeit des Mittelalters als ein agrarisches Land bezeichnet werden. Der Bauernstand bildete bis weit in die Neuzeit hinein die zahl-

reichste Bevölkerungsschicht und blieb lange das natürliche Reservoir unverbrauchter Volkskraft.

Die bäuerliche Entwicklung bewegte sich zeitlich und räumlich überaus ungleich. Große Unterschiede rechtlicher und sozialer Art bestanden zwischen West und Ost, zwischen Altdeutschland und dem neuen Kolonialland. Von großer Bedeutung für die Stellung des Bauern war der Charakter der Grundherrschaft. Die vollwertig freien Bauern der altgermanischen Zeit schmolzen in den mittelalterlichen Jahrhunderten auf eine kleine Zahl zusammen, die große Mehrheit des bäuerlichen Standes befand sich vielmehr in einem Abhängigkeitsverhältnis von der Grundherrschaft, deren Geltungsbereich im 10. bis 12. Jahrhundert ständig wuchs, um im 13. und 14. allerdings auf altdeutschem Boden erheblich zurückzugehen, im ostdeutschen Koloniallande aber besondere Ausdehnung zu gewinnen. Die wichtigste und zahlreichste Gruppe der Hörigen bildeten die Zinsbauern, deren Abhängigkeit aber nur bedingt war und die sich vielfach den freien Bauern näherten, während die eigentlich unfreien auf den Fronhöfen selbst in voller Abhängigkeit vom Grundherrn tätig waren. Dies Abhängigkeitsverhältnis von der Grundherrschaft hat sich in mehrfachem Auf und Ab bewegt. Anfangs war die Unfreiheit sehr groß. Mit der Abkehr des Adels von agrarischer Tätigkeit und mit dem Emporkommen des Landesfürstentums milderte sie sich außerordentlich, wuchs aber gegen Ende des Mittelalters wieder vielfach an. Indessen wie beim Adel spielte beim Bauerntum die rechtliche Stellung überhaupt nicht die entscheidende Rolle. Vielfach lebte der unfreie Bauer in besseren Verhältnissen als der freie, und was im Osten als günstig angesehen werden kann, muß im Westen ungünstig beurteilt werden. Entscheidend vielmehr für die wirkliche Lage des Bauernstandes war die soziale Stellung. Diese aber war im früheren Mittelalter im ganzen besser als im späteren, und die bäuerliche Entwicklung bewegte sich somit von dieser ausschlaggebenden Seite gesehen in stetem Niedergang. Der Stand als solcher mit seiner Arbeit verfiel zunehmender Mißachtung, und die Bedrückung des Bauerntums durch Staat, Grundherrschaft und Stadt wuchs seit dem 13. Jahrhundert unaufhörlich. So sammelten sich zu Ende des Mittelalters in der deutschen Bauernschaft gegen die besitzenden Klassen, insonderheit gegen die adligen und geistlichen Grundherrn wie gegen die Großkaufmannschaft der Städte eine scharf oppositionelle Gesinnung und ein geradezu revolutionärer Haß, die von den Volkspredigern genährt an der Schwelle der Neuzeit zu blutigen Ausbrüchen führten.

Unsere Abbildungen beschäftigen sich zunächst mit der bäuerlichen Wirtschaftsweise. Das ganze Mittelalter hindurch blieb diese einfach und be-

wahrte im Grunde unverändert die altväterliche Tradition; nur die fortgeschritteneren Betriebsmittel der Grundherrschaft wirkten leise vervollkommnend ein. Die wichtigste Tätigkeit war der Ackerbau, bei dem bereits alle heute üblichen Getreide- und Fruchtarten in Anwendung waren. Mit dem Pfluge, der seit der Karolingerzeit seine abgeschlossene Form erhalten hatte und mit Ochsen bespannt war, öffnete man das Erdreich (Abb. 234). Die von Ochsen oder Pferden gezogene Egge wirkte beim Säen mit (Abb. 235). Mit der Sichel mähte man das Getreide (Abb. 236), und nur langsam setzte sich die Sense durch, die anfangs mehr bei der Heumahd verwandt wurde. Auch der Wiesen- und Gartenkultur galt die bäuerliche Arbeit, eifrig gefördert von den Klöstern, die zumal ihr größte Aufmerksamkeit zuwandten. Haue, Hacke und Beil waren dafür die unentbehrlichen Werkzeuge (Abb. 236). Eine große Rolle in der ländlichen Wirtschaft spielte die Viehhaltung, und der mittelalterliche Bauer besaß schon die Mehrzahl des heute in der Landwirtschaft gepflegten Viehs: Pferd, Rind, Ziege, Schwein und alle Arten Geflügel (Abb. 238). Die in altgermanischer Zeit vielfach betriebene Viehzucht überließ er freilich den Grundherrschaften, die übrigens ihrerseits auch nur in zweiter Linie sich damit beschäftigten. Hervorragende Bedeutung erlangte dagegen der Weinbau, den die Klöster auf deutschem Boden einführten und der in einzelnen Gegenden die wichtigste bäuerliche Tätigkeit wurde (Abb. 237). Getreide und Wein entwickelten sich bei der steigenden Bodenkultur auch zu wertvollen Produkten des Handels und machten einen großen Bestandteil der zumal von der Hanse vertriebenen Exportwaren aus.

Die bäuerliche Arbeit umfaßte ursprünglich alle gewerbliche Tätigkeit, soweit sie für den Haushalt in Betracht kam, wie denn daran erinnert sein mag, daß auch das städtische Handwerk sich aus der Hausarbeit herausgelöst hat; in großem Umfange blieb dieser Zustand das ganze Mittelalter über bestehen. Ein Hausschlachten, wie es noch jetzt auf dem Lande üblich ist und wie es im Mittelalter gewiß auch viel in den Städten abgehalten wurde (Abb. 239), bedeutet letzten Endes einen Eingriff in die Tätigkeit des Fleischers. Aber auch dem Weber und Schneider machte man bis in späte Zeiten hinein Konkurrenz. Der Spinnrocken und die Spinnstube spielen im deutschen Bauernleben früherer Jahrhunderte eine große Rolle, und namentlich die Frau war an den langen Herbst- und Winterabenden eifrig mit der Handhabung der Spindel beschäftigt; daß auch der Mann und das Kind daran Anteil hatten, zeigt Abb. 240.

Schon im Mittelalter war der Bauer der Hüter der alten Sitte. Zäh hielt er an der Tradition fest, und er zumal bewahrte treu Überlieferungen und Nachklänge der heidnischen Zeit. Trotz mancher Einwirkung des Ritters und Bürgers blieb seine Lebensweise einfach und bescheiden. Seine Kleidung war ein schlichtes graues Arbeitsgewand, und nüchtern und still lebte er dahin. Wegen der Einförmigkeit seines Daseins neigte er indessen dazu, bei besonderen Gelegenheiten es um so ärger zu treiben. Dann tanzte er die derben und manchmal anstößigen Tänze, deren bildliche Darstellungen meist einer späteren Zeit angehören; dann erging er sich in Unbotmäßigkeit und Roheit. Namentlich die Kirchweihfeste waren die Schauplätze dieses ausgelassenen und zuchtlosen Lebensgenusses. Aber vielfach werden die von bürgerlicher und adliger Seite stammenden Beschreibungen solcher Bauernfeste in Wort und Bild, aus der dem Bauernstande entgegengebrachten Mißachtung heraus, die dabei vorgekommenen üblen Dinge übertrieben haben. Auch der humorvollen Darstellung einer vorm Dorfwirtshaus sich abspielenden Rauferei zwischen zwei beim Kegelspiel in Streit geratenen Bauern (Abb. 241) ist angesichts des etwas bedenklich zerzausten Zustandes der beiden Kämpfer eine kleine satirische Beimischung nicht abzusprechen.

5. Fahrende Leute. (Abb. 242—245.)

Einen eigenartigen selbständigen Kreis bildete im Mittelalter das Volk der Landstraße. In so schlechtem Zustande diese auch war, so viel benutzt wurde sie von Menschen verschiedenster Art. Neben dem Kaufmann und dem Pilger wanderten hier die Scholaren oder Vaganten, jenes geistliche Proletariat, das schmarotzend und genußfreudig in den Tag lebte. Vor allem aber bevölkerten die Straße die Bettler sowie die Spielleute und Gaukler. Sie zogen von Ort zu Ort, fanden sich zu den Wochen- und Jahrmärkten ein und spielten im Leben des niederen Volkes eine große Rolle.

Tafel 111 behandelt das Bettlerwesen, die tiefste Schicht des fahrenden Volks. Im Zustande vollster Verwahrlosung fristeten sie von der Mildtätigkeit der Menschen ihr Leben. In Gruppen, seltner einzeln, zogen sie durch das Land. So erscheinen der Blinde, Lahme und Taube vor dem Burgtor, um von den dort einziehenden festlich empfangenen Gästen einen Almosen zu erbitten (Abb. 242). So postiert sich der Bettler vor der Kapelle und Kirche (Abb. 244). So schiebt der zerlumpte Landstreicher seine Genossin auf einem armseligen Karren die Straße entlang; ihr ganzer Reichtum besteht aus einer dickbauchigen Flasche, mit der sie aus Quellen und Bächen schöpfen, und einer Gerte, mit der sie die bissigen Hunde abwehren (Abb. 243).

Eine höhere Stufe nahmen die Spielleute und Gaukler ein. Auch sie waren heimatlos, aber während man den Bettler wohin er kam scheel ansah, waren sie beliebt, denn sie erfreuten mit ihrer Kunstfertigkeit das Volk. Bei den städtischen Festen und den dörflichen Lustbarkeiten war ihre Stelle, auch vor Rittern und Edeldamen durften sie ihre Stückchen vorführen, wenn ihre Wertschätzung bei diesen auch allmählich zurückging. Der Rolle des Spielmanns in der Zeit des hohen Mittelalters ist mehrfach gedacht. Im bürgerlichen Zeitalter faßten die Spielleute hauptsächlich in der Stadt festen Fuß, und die „Stadtpfeifer" spielten bald eine große Rolle. In Abb. 244 tritt vor einer vornehmen Gesellschaft eine Truppe fahrender „Spezialitäten" auf. Neben den Spielleuten sehen wir Schwert- und Klopffechter, Ringer und Steinwerfer, die es alle damals zu einer hohen Kunstfertigkeit gebracht haben, und über die Mauer schaut listig der Possenreißer, um einem dort sitzenden Liebespaar in die Ohren zu plärren.

Spielleute und Gaukler waren die Freunde des niederen Volkes; dagegen konnte man sich nicht mit solchen unliebsamen Gesellen abfinden, wie es die Zigeuner waren, die mit Betrügereien und Diebereien die Bauern und Bürger schröpften. Daß man gleichwohl ihren fremdartigen Spielen und Tänzen Gefallen entgegenbrachte, zeigt die reizende dekorative Holzfigur eines Tänzers (Abb. 245), über die schon früher (S. 40) die Rede war. Mit sichtlichem Behagen und mit verständnisvollem Eingehen auf die Absonderlichkeiten des volksfremden Mannes hat der Künstler die groteske Verbeugung festgehalten, die das Entzücken eines dankbaren Publikums hervorgerufen haben wird.

VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG

Männer und Zeiten

Eſſays zur neueren Geſchichte

Von

Geheimrat Prof. Dr. Erich Marcks

7. und 8. Tauſend. 2 Bände zu 20 Bogen.

Broſchiert Mark 10.— In Originalleinenband Mark 12.—

„Alfred Lichtwark zur Feier ſeines 25jährigen Jubiläums zu ehren, hat Erich Marcks die Früchte 25jähriger hiſtoriſcher Arbeit zum Strauße gebunden, und alle, die in ihm den Meiſter des hiſtoriſchen Eſſays, den feinen und geistvollen Beherrſcher der Kunſt, Männer und Zeiten zu charakteriſieren, bewundern, werden es ihm danken. Diese 28 Reden und Aufſätze führen uns durch den ganzen weiten Bereich ſeiner Forſcherarbeit: von der Hugenottengeſchichte, der ſeine erſte Liebe als Hiſtoriker galt, bis zu Bismarck und zu den politiſchen Konſtellationen der Gegenwart . . . Es ſind **köſtliche Früchte**, die uns in dieſen beiden Sammelbänden geboten werden, **voll Reife und Saft**. Das ſtiliſtiſche Gewand einer ſehr ſubjektiven, ſehr ſorgfältig gefeilten und dennoch kräftigen Sprache von ſtarker Bildlichkeit erhöht noch den Genuß des Leſens." ⟨F. Fdch. Literariſches Zentralblatt für Deutſchl.⟩

„So gehören denn die beiden ſoeben erſchienenen Bände **zu dem Schönſten, was man heute leſen kann.** Eine doppelte Meiſterſchaft offenbaren ſie vor allem ⟨die ſich auch in ſeinem ‚Bismarck' zeigt⟩: die Kraft plaſtiſcher Geſtaltung von Perſönlichkeiten und die tief eindringende Kunſt, unſichtbare Verbindungsfäden allgemeiner Bewegungen in feinſtem Nachempfinden aufzudecken. Der Hiſtoriker Marcks iſt eben auch Künſtler und — Philoſoph, er hat den Sinn für das Allgemeine im beſonderen und vermag gleichzeitig das Beſondere in typiſcher Geſtaltung vorzuführen. Er ſchafft ſtets abgerundete, lebensvolle Bilder, die uns blitzartig das innere Weſen der geſchilderten Perſönlichkeiten beleuchten . . . Die Feinheit der Analyſe und die Kunſt der Anordnung, die gleichzeitig nacheinander ſo darſtellt, daß es als gleichzeitig erſcheint: ſie kann nur der nachempfinden, der ſelbſt mit hiſtoriſchen Stoffen gerungen hat." ⟨Privatdoz. Dr. O. Braun. Hamburger Fremdenblatt.⟩

VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG

Bibliothek der Geschichtswissenschaft

Deutsche Kaisergeschichte

im Zeitalter der Salier und Staufer

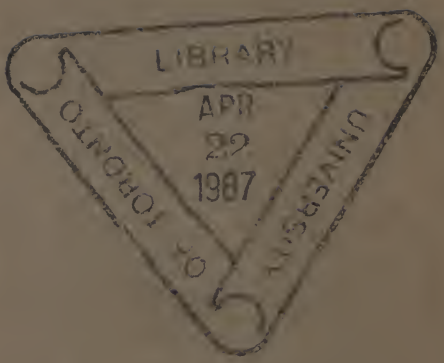
Von Prof. Dr. K. Hampe

2. Aufl. 8°. 302 Seiten. In Originalleinenband Mark 4.40

„Des Verfassers Wunsch, daß sein Buch nicht nur belehren, sondern auch anregen, nicht studiert, sondern auch gern gelesen sein möchte, wird vollauf erfüllt werden. **Wissenschaftlichkeit und Volkstümlichkeit** vereinigt das Bändchen **in vorbildlicher Weise** . . . Das Buch kann daher sowohl als **fesselnde Lektüre** für Freunde der Geschichte, wie zum Lernen für Studenten zur Vorbereitung für Lehrer **aufs Wärmste empfohlen** werden." (Literarisches Zentralblatt für Deutschland.)

„Ein prächtiger, wohlgelungener Versuch, ein Lern- und Lesebuch für ein Vierteljahrtausend deutscher Geschichte zu schaffen. An wissenschaftlichen zusammenfassenden Lehrbüchern der deutschen und mittelalterlichen Geschichte herrscht wirklicher Mangel . . . Aber zum Lesen locken beide nicht allzuviel. Darauf soll programmäßig diese neue Geschichtsbibliothek hinarbeiten und **ein Muster** ist nach dieser Hinsicht Hampes Erstlingsband . . . Seine Darstellung wirkt auch dort — ich habe es an mir selbst erprobt —, wo der Fachmann alles zu kennen glaubt: Tatsachen, Urteile und Probleme. So selbstverständlich im Grunde die Disposition erschien, der Verfasser weiß auch hier wie bei der Geschichte Friedrichs I. eigene Wege zu wandeln. Die Form seiner knappen, quellenkundlichen Einleitungen der einzelnen Abschnttte wird in ihrer Übersichtlichkeit den Examenskandidaten Freude machen . . . Es ist keine Phrase, wenn ich sage, ich erwarte mit großem Interesse und mit einer gewissen Spannung von H. die fernere Darstellung des ausgehenden Mittelalters." (Freiburg i. Br., H. Finke. Literarische Rundschau.)

„Professor Hampe führt seine Leser auf die Höhen des deutschen Mittelalters, in jene Zeit, die noch heute wie wenige andere die Phantasie zu fesseln vermögen, in die Tage der ersten Salier, des Investiturkampfes, da Heinrich IV. nach Canossa pilgern mußte, in die Tage Barbarossas und Friedrichs II. Die Darstellung ist wohl berufen, in dem heutigen Gegenwartstreiben etwas von dem tiefinnerlichen Anteil wiederzuerwecken, mit dem unsere Väter sich in die vergangenen Zeiten deutscher Kaiserherrlichkeiten versenkten." (Hamburger Nachrichten.)


LIBRARY
APR
22
1987
UNIVERSITY OF TORONTO

UNIVERSITY OF TORONTO
Toronto Ontario Canada
M5S 1A5